

7. Sekundärliteratur

Ziegenbalg und Plütschau. Die Gründungsjahre der Trankebarschen Mission. Ein Beitrag zur Geschichte des Pietismus nach handschriftlichen Quellen und ...

Germann, Wilhelm

Erlangen, 1868

Drittes Kapitel. Unterm Kreuze.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Drittes Kapitel.

Unterm Kreuze.

Christe, du Beistand deiner Kreuzgemeinde,
eile, mit Hülff und Rettung uns erscheine;
seure den Feinden, ihre Blutgerichte
mache zu nichts.

„Es standen aber bei dem Kreuz Jesu seine Mutter, und seiner Mutter Schwester, Maria, Kleophas Weib und Maria Magdalena.“ Alle Verwandten des HErrn standen unter dem Kreuz und durch ihrer aller Herz drang das Schwert, von dem einst der Greis Simeon zu Maria geweissagt hatte. Die Mission hat damals nicht mit unter dem Kreuze gestanden, die Apostel und Jünger, welche Prediger des Kreuzes in aller Welt sein sollten, waren geflohen, sie hatten sich zerstreut, wie die Schafe, die keinen Hirten haben; Johannes stand ja auch nur da als nächster Freund und Verwandter, des HErrn Testament über seine Mutter zu hören, und er allein aus der Apostel Zahl starb eines ruhigen Todes. Die Mission, weil sie nicht mit unterm Kreuze stand, ist seitdem unzertrennlich mit dem Kreuze verbunden, es folgt ihr auf dem Fuße nach. Paulus und Petrus haben ihre Lehre mit ihrem Blute versiegelt und die ersten christlichen Jahrhunderte sind eine Kette von Verfolgungen. Das Blut der Märtyrer war die beredteste Predigt, durch Geduld und Glaube eroberte die neue Botschaft ein Haus, eine Stadt, ein Land nach dem andern, daß endlich selbst der Kaiser des Weltreichs sich zu ihr bekannte und weltliche Waffen zur Unterdrückung der Verfolger darbot. Aber der helle Mittag des Glücks konnte des Kreuzes Glanz nicht unterdrücken, am Himmel sah Kaiser Constantin des Kreuzes Zeichen und eine Stimme rief: In Diesem siege. Der Kaiser verließ sich nicht auf seinen Arm, auf Rosse und Wagen, sondern unter der Kreuzesfahne focht er seine Kämpfe und siegte. Das ganze Abendland ist seitdem

dem Königreich Christi unterworfen, Christliche Potentaten beherrschen fast die ganze Erde, und die Völker rühmen sich wohl ihrer Thaten, womit sie so Großes ausgerichtet. Gläubige Seelen aber wollen noch immer das Kreuz am Himmel stehen sehen, und behaupten, seine Kraft habe solche Wunder gethan und warnen, man möge bei Zeiten Solches erkennen, damit nicht die Schärfe des Schwertes sich umwende und vertilge das undankbare Geschlecht.

Das Zeichen, welches in den Christlichen Ländern des Abendlandes nur das Glaubensauge schaut, strahlt in der Dunkelheit des Heidenthums als ein helles Gestirn am sichtbaren Himmel — das Kreuz des Südens — es scheint auch in die Nacht Ostindiens hinein, den Verkündigern des Evangeliums dort eine Warnung, nichts anderes zu bringen als die thörichte Predigt vom Kreuze, eine Mahnung, nichts anderes erwarten zu wollen als ihr Herr, Kreuz und Verfolgung, und endlich ein Trost: in diesem siegt, ruft die Himmelsstimme ihnen zu, und ob der Einzelne scheinbar im Kampfe unterliegt, sein Grab findet fern von der Eltern Grab, daß Niemand es schmückt und pflegt und zeichnet, so ruht er doch unter dem Kreuzeszeichen, er hat überwunden, aber der Ueberwinder aller Welt führt seine Kriege weiter und führt sie hinaus zum endlichen Siege.

„Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten,“ diese allgemeine Naturwahrheit in die christliche Sprache umgesetzt, will besagen: wo das Reich des Lichtes gepflanzt wird, da entfaltet auch die Finsterniß ihre Kräfte und setzt sich wider das Licht. Ziegenbalg und Plütschau zogen aus in eines Königs Dienst unter königlichem Schutz und blieben in seiner Herrschaft, mochte sie auch Kreuz treffen, vor sehr vielen Gefahren waren sie doch durch den Schutz der christlichen Obrigkeit gesichert. Ach, wenn irgend wer, so haben sie es erfahren: „Verlasset euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen, die können ja nicht helfen.“ Kann man schon in Rußland sprichwörtlich sagen: „Der Himmel ist hoch und der Czar ist weit,“ so erfuhren unsere Missionare in Wahrheit, daß außer der himmlischen Hülfe sie auf nichts sicher trauen konnten. Außere Feindschaft, innere Zwietracht, Rathlosigkeit und schließlich Uebereifer der Freunde stürmten nach einander auf die junge Mission ein und machten sie zu einer rechten Kreuzmission. Daß wir aber ein Recht hatten, dies Kapitel, welches allein von den äußeren Feinden handeln soll, mit der ehrenden Aufschrift „unterm Kreuze“ zu versehen, werden die Thatfachen rechtfertigen.

Nicht einmal dem Bild der geschilderten Anfangszeit können wir seine Klarheit lassen, einzelne Andeutungen verriethen schon, daß der

hinkende Bote nachkommen würde; daß er aber von so frühen Ereignissen Kunde bringen würde, wird auch der scharfsichtigste Leser nicht errathen haben. Die europäischen Freunde konnten nach den empfangenen Briefen nicht anders denken, als der Schiffskapitain sei von seiner anfänglich mürrischen Weise zur vollsten Freundlichkeit und Gefälligkeit bekehrt worden. Das hatte allerdings seine Richtigkeit, aber just nur bis die Briefe vom Cap abgesandt waren, da schlug mit einem Mal das Blatt um. Der Capitain benahm sich gegen eine Frauenperson auf dem Schiffe in Gegenwart ihres Mannes allzu frei, da nahm Plütschau sich ein Herz und erinnerte die Frau, daß solches sich nicht zieme. Ihr Mann bezeugte alsbald seine Freude darüber, die Frau aber hielt sich darnach in Trankebar zur Versammlung der Missionare, sandte auch ihre Tochter in die Schule und bekannte nach ihres Mannes Tode, wie viel ihr damals die Erinnerung genutzte. Anders die augenblickliche Wirkung für die Missionare. Der Capitain und ein Passagier erbosteten sich schrecklich über die Anmaßung und mißden von Stund an ihren Umgang, der Gelegenheit wartend, wo er sein Müthchen kühlen könnte.

Das Ende der siebenmonatlichen Seereise war gekommen, das langersehnte Trankebar lag vor ihren Augen, am Strande sehen sie die dunkeln Gestalten der Eingebornen, ihre künftige Heerde, aber noch liegt das trennende Wasser, die schäumende Brandung dazwischen; Boote auf Boote gehen ab, die Passagiere, die Schiffsleute, die Ladung hinüberzuführen, für die Missionare aber fand sich „etliche Tage“ hindurch kein Boot. Plütschau hat später in Halle die ganze Landungsgeschichte niedergeschrieben, es gebührt sich wohl, daß wir bei Schilderung des denkwürdigen 9. Juli, der in unsern tamulischen Kirchen alljährlich als ein Dankfest gefeiert wird, seine eigenen Worte gebrauchen: „Es war aber ein Capitain Namens Mincke am Bord unsers Schiffes, welcher es vermittelte, daß wir erstlich nach seinem Schiffe kamen, und von dannen weiter ans Land gebracht wurden. Als wir aber wegen des Ufers und der Sandbänke, item wegen der großen Wellen, Brennings, mit unserm Boot das Land nicht erreichen konnten, kamen einige Heiden, von denen, die Haufenweise am Strande stunden und unser warteten, weil solche Ankunft fast einen ganzen Monat vorher durch ein ander Schiff war bekannt gemacht worden, und trugen uns zu Lande. Unser Capitain aber bezeigte sich am Strande in Gegenwart der Heiden sehr brutal, indem er diejenigen, so uns ans Land gesetzt, mit Schlägen bedrohte; da ihm aber von uns eingeredet ward, hub er seinen Stock auf und drohte einen von uns, mit Fluchen und

Scheltworten, zu schlagen, worüber ihm der andere Capitain zuredete, sich doch zu mäßigen.

Von zehn Uhr früh bis Abends um sieben mußten wir dann in einem Hause vor dem Thor auf dem Holm, nach Ordre des Vice-Commandanten Herrn Kraghe, so uns aus der Stadt entgegen kam und seine Briefe, so wir an ihn hatten, abforderte, warten. Während der Zeit etwa um vier Uhr kam der Commandant selbst nebst dem Rath und beiden dänischen Predigern zu uns heraus und fragte mit Ungestim, was wir wollten und wer uns geschickt? ob wir keine Instruction hätten? worauf wir ihm des Königs Willen und Siegel vorzeigten. Sobald er die Hand und Siegel ansichtig ward, war er stille: die Herren Prediger und übrigen stellten sich auch sehr fremde gegen uns, da sie doch unsern Schiffsprediger mit einem Russe empfangen. Unter anderm gedachte der Commandant, weil Niemand in der dänischen Schule vorhanden, so könnten wir darinnen arbeiten, denn sonst wüßte er nicht, wozu wir zu gebrauchen wären. Endlich ging die ganze Suite in die Stadt und wir folgten derselben. Als wir auf den Markt kamen, ging ein Jeder heim, uns aber ließen sie auf dem Platz stehen. Da es nun dunkel ward, und wir uns nach einem Ort umsahen, kam einer Namens Attrug und verwunderte sich, daß man uns so allein ließe, fragte, wo wir logiren würden. Wir gaben zur Antwort, daß wir hier fremde wären. Er bot uns dann von selbst an, auf seines Schwiegervaters, Hans Paulsen, Kammer zu kommen: wir acceptirten solches mit Freuden, zumal weil er deutsch redete und uns nicht abgeneigt erschien.“ Hans Paulsen räumte ihnen dann ein eigenes Haus an der Stadtmauer unter den Portugiesen ein.

Wenn sie nun von ihrem Häuschen an der Stadtmauer ihr Arbeitsfeld betrachteten, wollte ihnen aller Muth entsinken; es war ein weites, weites Dornenfeld, und obschon der Boden selbst nicht ganz unempfänglich schien, die Dornen mußten jede junge Saat ersticken. Von dem damaligen Sündenleben der Christen in Indien kann man sich schwer einen Begriff machen, nicht nur daß die verworfensten Subjekte der Heimath schließlich dort ihr Glück zu machen suchten, sondern auch die Besseren widerstanden selten dem Druck der heidnischen Atmosphäre, sie ließen, wie man sprüchwörtlich zu sagen pflegte, ihr Christenthum auf dem Cap. Diese Leute betrachteten nun die Missionare als ausgesandte Spione, die in alle Welt Berichte schicken und ihnen dadurch die köstliche Freiheit und Ungebundenheit rauben würden. „Wir waren anfänglich, schreibt Ziegenbalg, sehr niedergeschlagenen Gemüthes, und fanden, daß alles schon durch das ärgerliche

Leben der Christen unter diesen Heiden sehr verderbet worden sei; überdies konnten wir auch genugsam verspüren, daß unsere Ankunft den meisten unter den Christen wegen unsers Vornehmens theils ganz lächerlich vorkam, theils aber ihnen ganz zuwider war: aber diesem allen ungeachtet hielten wir doch beständig an im Bitten und Flehen vor Gott, daß selbiger uns eine Thüre öffnen möchte und sich desto inniger mit seiner Gnade zu uns halten, je weniger Beistand wir von Menschen zu hoffen hätten.“

Solche Thür schien sich ihnen auch bald durch die Lage ihres Hauses darzubieten, sie wohnten in Mitten der armen portugiesischen Sklaven, um deren Seelenheil sich Niemand zu bekümmern schien, während ihre christliche Erkenntniß, sie waren römisch-katholisch, auf das geringste Maß sich beschränkte. Katholiken waren schon vor Ankunft der Dänen in Trankebar (1620) ansässig, die ersten Christen dort, Paraver, kamen bald in Besitz einer Kirche; bezüglich der geistlichen Pflege aber waren sie anfänglich auf das vier deutsche Meilen entfernte Negapatnam angewiesen und zwar kam seit 1597, wo dort eine Jesuitenresidenz gegründet wurde, ein Pater dieses Ordens hinzu. Wann Trankebar einen eigenen Pater erhielt, ist nicht überliefert. Zur Ankunftszeit der deutschen Missionare bekleidete diese Stellung der Herr Pater Guevara, ein angesehenen Handelsmann in Trankebar und intimer Freund des Commandanten, der für seine sehr gesunkene Gemeinde wenig Zeit übrig hatte. Die katholischen Gemeinden Südindiens waren ja durch die Streitigkeiten der auf einander eifersüchtigen Mönchsorden über die Missionspraxis und die im Tanjournschen Gebiet zu Anfang des Jahrhunderts ausgebrochene große Verfolgung überhaupt sehr herunter gekommen. Schon der äußere Anblick war ein elender, in Trankebar allein suchten etwa fünfzig ihr Brot durch Betteln vor den Thüren, und diese arme Gemeinde mußte noch dazu ihren Geistlichen selbst erhalten, die kirchlichen Gebühren waren hoch ¹⁾ und außerdem zog der Commandant allen in der Com-

1) Was die Katholiken zu viel, bekam die lutherische Mission zu wenig. Der 9. Paragraph der Missionsinstruktion verordnete wohlmeinend, aber höchst unpraktisch: „Er soll mit dem, was wir Ihm zu seinem jährlichen Lohn und Unterhalt allernädist zugelegt haben, zufrieden sein und bei seines Amtes Verrichtungen von keinem Menschen Geld fordern.“ Nun wäre mit dem Wortlaut die Einrichtung kirchlicher Abgaben zur Bestreitung der Gemeindefkosten wohl verträglich gewesen, die wirklichen Folgen aber hängen der Mission noch bis heute als ein Bleigewicht an. Uebrigens war man zu Anfang dieses Jahrhunderts be-

pagnie Diensten stehenden monatlich von ihrem Solde gewisse Procente für den Pater ab. Durch eine stillschweigende Uebereinkunft galt der Katholicismus als Staatsreligion für alle nicht eigentlichen Europäer; die Diener und Sklaven der Protestanten, ihre mit Eingebornen erzeugten unehelichen Kinder, kurz alle portugiesisch Redenden betrachtete der Pater als seine Herde, der Commandant selbst erkannte dies an, indem er das von der Compagnie für die Armen ausgesetzte Geld allein den Katholiken zuwandte. Andererseits war das Machtgebiet des Paters dadurch beschränkt, daß er kein Tamulisch verstand, und also um Mission sich nicht kümmerte. In diese seine Provinz nun machten Ziegenbalg und Plütschau einen Einfall, indem sie mit den Sklaven eine Catechisation in ihrem Hause anfangen und den Grund zu einer Waisenschule legten. Es waren gefährliche Gegner, denn sie verlangten kein Geld, sondern spendeten vielmehr ihr ganzes Gehalt, dazu begnadeten sie auch den ärmsten Leuten freundlich und höflich. Der Pater dagegen führte nicht nur sein Amt schlecht, wie er denn jährlich nicht mehr als 3—4mal predigte, und gab Anstoß durch ein ärgerliches Leben, sondern übte auch die ihm zustehende niedere Gerichtsbarkeit über seine Gemeinde nach rein persönlicher Willkür aus, so daß er, wenn Jemand ihm mit einem Wort oder Werk zu nahe getreten war, er ihn auf dem Kirchhofe ausziehen und mit gespaltenen Ruthen oder schwankem Rohr von unten bis oben streichen ließ, welcher Behandlung selbst Soldaten der Compagnie unterworfen wurden.

Diesen Pater nun bekamen die Missionare zuvörderst zu einem Feinde, der unveröhnlich blieb und nie ruhte. Schon am 16. September 1706 heißt es in einem Bericht: „Die Katholiken stellen uns sehr nach, deren Spione nur jezo bei uns gewesen sind, aber höflich abgewiesen wurden.“

müht, diesem Uebelstande abzuheffen; wie sich aus dem Trankebarer Tagebuche zum 12. Nov. 1802 ergibt: In der Gemeinde soll öffentlich bekannt gemacht werden, daß da die Armen immer mehr vergessen werden und die Kirchenstücke die monatlichen Almosen nicht mehr bestreiten:

- 1) bei Taufen eines Kindes 2, 4, 6—8 fanam (à 2 Sgr.) nach Vermögen der Eltern in den Armenstod kommen sollen.
- 2) Eben dies soll bei Copulationen geschehen.
- 3) Bei jeder Communion sollen die Communicanten erinnert werden der Armen zu gedenken.
- 4) Jeder Confirmand beim ersten Genuß des h. Abendmahls wie bei der Taufe.

Die Feindschaft des portugiesischen Paters allein wäre nun wohl noch zu ertragen gewesen, wenn er nicht Bundesgenossen gefunden hätte, wo man es am wenigsten erwarten konnte, an den beiden dänisch-lutherischen Predigern Johann Hassel und Jacob Clementin, oder wie sie im gewöhnlichen Leben kurz genannt wurden, Pater Johann und Pater Jacob. Der dänischen Regierung gebührt das Lob, daß sie vor allen andern ihre Colonieen mit geistlichen Kräften versehen hat. In dem kleinen Trankebar hatte der Oberprediger, damals Pater Johann, noch einen Collegen, während die Engländer in ihren drei Hauptplätzen Madras, Bombay und Calcutta nur je einen Kaplan anstellten; ebenso standen auf Christiansburg in Guinea und auf den westindischen Inseln Geistliche. Solche Colonial-Geistliche waren nur verpflichtet, drei Jahre auf ihrem Posten zu bleiben, und hatten das Recht, mit den nach Ablauf dieser Frist ankommenden Schiffen zurückzukehren, und zwar mußte dann der Schiffsprediger an ihre Stelle treten, während sie auf der Heimreise seine Pflichten versahen. Die natürliche Folge dieser Einrichtung war, daß die Prediger ihren Posten kaum anders denn als Durchgangsposten zu einer höhern Stellung ansahen¹⁾, die kurze Zeit reichte nicht, sich in weitgreifende Arbeiten wie Abstellung eingewurzelter Mißbräuche einzulassen; die erste Zeit war nöthig, sich in die ganz fremden Verhältnisse einzuleben, und den Rest wiederum mochte man sich nicht dadurch verbittern, daß man durch Strafen der Sünde sich die Mächtigen zu Feinden machte; zur Anknüpfung eines persönlichen Verhältnisses mit den Beichtkindern war ja ohnehin die Zeit zu kurz. Diese Uebelstände mochten wohl dazu beitragen, daß die Geistlichen es mit sich selbst weniger streng nahmen und sich ins weltliche Leben verflechten ließen. So wenigstens erscheinen die beiden Prediger nach den Berichten der deutschen Missionare.

Der Hauptübelstand aber lag nach einer andern Seite. Die beiden dänischen Prediger waren für die europäische Bevölkerung Trankebars noch nicht genügend, weil eben nur die eine Hälfte aus Dänen, die größere Hälfte der Garnison aber aus Deutschen bestand, und dieses Verhältniß wurde dadurch noch ungünstiger, daß manche Dänen, wie

1) In ähnlicher Weise dachte man nun in Dänemark auch die Mission einzurichten, alle drei bis fünf Jahre sollten die Missionare abgelöst und im Lande besördert werden. Die Mission sollte sich auch nach dem ursprünglichen Plan allein auf die Grenzen des dänischen Gebiets beschränken, es sollte eben ein Pastorat für die Eingebornen neben dem dänischen gegründet werden.

3. B. der Commandant, deutsch verstanden, nicht aber umgekehrt, entsprechend dem, daß in Dänemark selbst Hof und Adel sich dem Deutschen zugewandt hatten. Nun waren die dänischen Prediger kraft ihrer Bestallung Pastoren der ganzen europäischen Colonie, auch der Deutschen; und weil sie selbst nicht deutsch predigen konnten, ließen sie einen ehemaligen Studenten der Rechte, Namens Fristropf, der von den Missionaren als Säufer bezeichnet wird, alle Mittwoch in der Zionskirche deutsch predigen. Von diesen Verhältnissen scheint man in Kopenhagen gar keine Ahnung gehabt zu haben, sonst wäre ja die einfachste Abhülfe gewesen, daß man als zweiten Prediger einen Deutschen hinausgeschickt hätte; man war sich eines Zwiespalts aus diesem Grunde so wenig gewärtig, daß vielmehr der achte Paragraph der Missions-Instruktion lautete: „Er soll auch mit den evangelischen Predigern selbiges Orts gute Freundschaft halten und von ihnen, als die des Landes Beschaffenheit wissen, in unterschiedenen Fällen Nachricht einholen.“ Wäre diese Instruktion vom Bischof, statt wie zu vermuthen von Dr. Lütkens abgefaßt, so würde wahrscheinlich eine bestimmte Unterordnung ausgesprochen sein, und es läßt sich wohl kaum läugnen, daß dies die normale Stellung gewesen wäre. Sobald nämlich in Trankebar schon für die geistliche Pflege der Deutschen ordentliche Veranstellung getroffen war, zählten die Missionare für ihre Person zu dieser Gemeinde, während sie in ihrem selbständigen Amt gleichsam Gehülfen des dänischen Oberpredigers waren, weil dieser durch Unkenntniß des Tamulischen sich in Ausübung seiner vollen Pflicht verhindert sah. So etwa argumentirten auch die dänischen Geistlichen, und nicht unberechtigt, da der Compagnie eben mit Rücksicht auf eine zu hoffende Bekehrung der Heiden die Anstellung dänischer Pastoren auferlegt war ¹⁾. Die Gedanken der Missionare aber bewegten sich in völlig entgegengesetzter Richtung; sie betrachteten offenbar ihr Amt nicht als Unterbegriff der pastoralen Thätigkeit, sondern als eine Wiederaufnahme des apostolischen Amtes nach einer bisher versäumten Seite. Zudem waren sie nicht bloß Missionare, sondern auch Pietisten, und

1) Der fünfte Paragraph der Urkunde, wodurch die neue ostindische Compagnie 1670 bestätigt wurde lautete nach Jenger: „Da zu verhoffen ist, daß viele von den Indianern, wenn sie recht unterwiesen werden, von dem heidnischen Irrthum bekehrt werden können, so sollen allezeit Priester auf den Schiffen und im Lande der Compagnie sein; und der König verspricht, die Priester, die im Dienste der Compagnie gewesen sind, zu befördern und zur Beförderung zu unterhalten.“

hatten als solche den prophetischen, an keinen Stand gebundenen Beruf, die verdorbene Christenheit zu bestrafen und zu reformiren. Man muß, um nicht ungerecht gegen einen Theil zu verfahren, zugestehen, daß Spaltungen und Mißverständnisse von vorn herein unvermeidlich erscheinen.

Nun erinnere man sich, daß nach obigem Bericht der Missionare deutsche Hausandacht am Sonntag Nachmittage angefangen hatte auf andere Deutsche eine Anziehungskraft zu üben, und daß ihnen die Theilnahme nicht wohl verweigert werden konnte. Bald gingen sie weiter, erklärten, daß allen der Besuch frei stehen solle, und richteten nun nach diesem geänderten Endzweck auch die Andacht ein. In einem Briefe vom 16. October 1706 waltet bei aller Aufopferungsfreudigkeit noch die Vorsicht vor: „Es sind viel Deutsche allhier, die uns oftmals ersucht haben, daß wir alle Wochen einmal predigen möchten, dergleichen uns auch anfänglich der Herr Commandant selbst auftrug, aber die Sache findet noch ihre Hinderung, weswegen wir gesonnen sind, mit der Hülfe Gottes eine kleine Kirche für die Heiden in unserm Hause anzurichten, darinnen in der portugiesischen Sprache, wo nicht gepredigt, doch fleißig catechisirt werden möchte: nachdem können wir denn gleichfalls nach Verlangen für die Deutschen wöchentlich einmal oder zweimal eine Versammlung anstellen, auf daß man solcher Gestalt Gelegenheit habe, beides unter den Christen als auch Heiden von der Wahrheit zu zeugen. Und wir, ob wir gleich dabei sehr viele Verfolgungen werden auszustehen haben, so will dieses doch vielmehr eine erwünschte Beförderung, als eine Hinderung an diesem Werke des HErrn sein. Ueber dies haben wir uns auch gänzlich mit Leib und Seele dem HErrn aufgeopfert und würden daher in der Kraft des HErrn bereit sein, die Verkündigung des Evangelii mit unserm Blute zu versiegeln, so uns anders Gott dergleichen würdigen wollte.“ Am 9. December kamen zwei Deutsche und stellten im Namen ihrer Genossen die förmliche Bitte, eine Versammlung für Deutsche zu halten, und es ward ihnen die Zusage gegeben auf nächsten Sonntag. Was nun an den beiden nächsten Sonntagen vorfiel, möge uns Ziegenbalgs Tagebuch selbst melden.

„Den 12. Dec. waren wir beim Commandanten zu Gaste und hatten erbauliche Gespräche unter einander. Wir befragten ihn, ob es ihm auch gefällig wäre, daß wir alle Sonntage in unserm Hause eine Erbauung anstellten: darauf er sagte, daß er mit den Predigern darüber reden wollte und fragte, ob wir solches nicht des Mittwochs öffentlich in der Kirche thun wollten, welches wir einwilligten, so wir

darum ersucht würden. Nachmittags kamen so viele Leute zu uns, daß sie nicht alle Raum hatten. Wir sangen erstlich ein Lied, nachmals that ich ein Gebet, alsdann führte ich kürzlich die Worte Davids an Psalm 119, 9 und erklärte ausführlich die Worte Pauli Col. 3, 16; solches wurde dann mit einem Gebet und Gesang beschloffen. Die Leute wurden dadurch sehr bewegt, daß einer 16 Groschen in die Armen-Büchse einlegte, andere zwei Groschenstücke. Gott lasse alles in Segen sein, was da in Einfältigkeit ausgesprochen worden."

"Den 19. Dec. entdeckte in der Kirche der Oberprediger allhier sein Herz gegen uns, indem seine ganze Predigt auf uns gerichtet war; alle Sprüche in der heiligen Schrift, so von falschen Propheten und Irrgeistern handeln, wurden angeführt. Wir verwunderten uns über die große Kühnheit; so bald wir aber nach Hause kamen, fielen wir auf unsere Knie und dankten Gott, daß er uns dergleichen Schmach gewürdigt hatte, ihn bittend, daß er dem Lasterer seine Sünden vergeben wolle. Nachmittag setzten wir unsere Versammlung fort, in die sehr viele Menschen kamen. Mein Collega erklärte den Spruch Jes. 45, 22: Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig aller Welt Ende, denn ich bin Gott und Keiner mehr. Gott lasse alles in Segen sein."

Es nimmt einiger Maßen Wunder, daß die Missionare durch den öffentlichen Angriff so überrascht werden, nach jenem früheren Briefe sahen sie doch Verfolgungen voraus, der Widerstand, welcher dem Wunsche des Commandanten gegenüber allenfalls zu befürchten war, konnte doch nur von den Predigern herrühren. Vielleicht hatte sie das wohl seit Kurzem eingetretene freundlichere Verhältniß — sie waren in der Zionsgemeinde zu Beichte und Abendmahl gegangen — glauben gemacht, es werde ohne Sturm abgehen. Nun war plötzlich der heftigste Kampf ausgebrochen und ganz Trankebar war in Bewegung, doch fehlte es nicht an Friedensstiftern. Der Commandant Hassius bemühte sich aufs eifrigste eine Vermittelung anzubahnen. Der Prediger Vorwurf mochte hauptsächlich auf Conventikel und Winkelversammlungen gerichtet sein, der konnte ja nicht mehr erhoben werden, sobald die Erbauungsstunde in die Kirche verlegt wurde. So schickte der Commandant am 22. December den Sekretair mit der amtlichen Weisung, Mittwoch in der dänischen Zionskirche zu predigen. „Wir aber, bemerkt Ziegenbalg, wollten solches nicht so bald einwilligen, sondern es nicht eher anfangen, es sei denn, daß es durch Handschlag beider Prediger geschehe, und zwar solcher Gestalt, daß wir auch die Macht bekämen, in dieser Kirche die Heiden zu taufen, ihnen das Nachtmahl zu reichen, sie entweder in portugiesischer oder auch mala-

barischer Sprache, so Gott Gnade verleihe, zu lehren und des Weges zur ewigen Seligkeit zu unterrichten; wenn sie aber solches uns nicht in der Kirche verstatten wollten, müßten wir nothwendig solches so lange in unserm Hause verrichten, bis der König Belieben trüge, zur Aufbaung einer eignen Kirche Mittel darzureichen. Sollte nun dieses uns verstattet sein, so könnte uns Niemand verdenken, wenn wir auch anjetzo schon das Wort Gottes in unserm Hause handelten, es sei in welcher Sprache es immer wollte, denn solches wäre ganz nicht wider den König noch auch wider unser Amt. Und zwar hätten wir dergleichen Erbauung in unserm Hause um uns selbst und um diejenigen, so um uns sind, angefangen; daß aber nunmehr viele Leute hereinkämen, das sei ihr eigener Wille, wir thäten Niemand dazu bitten. Und so es der Herr Commandant und die Priester nicht haben wollten, so sollten sie es den Leuten verbieten, daß sie nicht zu uns kämen; uns als Dienern Gottes stünde es nicht an, daß wir einem die Anhörung göttlichen Worts mißgönnen wollten. Es wäre ja solches eine schöne Gelegenheit, daß Jedermann unser Herz kennen lernen könnte, auf daß sie inne würden, ob Ihro Königl. Majestät zu Dänemark Keger und falsche Propheten hierher gesandt hätte, oder ob wir in der Lehre richtig sind. Ueber dies hielte man ja die Freß-, Spiel- und Saufcollegia nicht dem Gebote Gottes und des Königes zuwider, suchte sie auch nicht zu zerstören, da sie doch das Haupthinderniß an der Befehrung der Heiden wären, also daß durch das ärgerliche Leben der Christen mehr nieder gerissen würde, als durch unser Amt an ihnen kann erbauet werden. Um weßwillen es ja sehr gut wäre, daß diejenigen, so an den Heiden arbeiteten, auch zugleich Gelegenheit hätten, den Christen ihre Schuldigkeit hierbei zu zeigen u. Daß Pater Johannes uns öffentlich für Verführer, Irrgeister und falsche Propheten ausgeschrien habe, gebe unter Christen und Heiden an unserm Amte ein groß Hinderniß, hätte er handeln wollen als unser Bruder und rechter Diener Christi, so hätte er nach Mtth. 18, 15—17 mit uns thun müssen. Könnte er uns das beweisen, was er uns beschuldigt hat, wollten wir gleich unser Amt aufgeben, indem es dem ganzen königlichen Hause eine große Unehre sein sollte, wenn falsche Propheten von selbigem ausgesendet worden, die die blinden Heiden verführen sollten. Erkennt er uns für solche Leute, so hätte er uns nicht sollen zur Beicht und heiligem Nachtmahl lassen, welches doch nur neulich geschehen. Ob er aber gleich hierinnen sehr thöricht gegen uns gehandelt habe, wollten wir dennoch ihm solches gerne vergessen und hinführo mit ihm als unserm Bruder in aller Einigkeit

leben, wenn er uns anders für orthodox¹⁾ erklären und nicht ferner unserm Amte mit dergleichen Aeußerungen eine Verhinderung sein wollte."

Nun die Antwort hat allerdings Hörner und Zähne, und es hätte wohl geschehen können, daß der Commandant von seiner Vermittlungsbahn auf andre Wege geleitet worden wäre, wenn er den Zusammenhang zwischen der deutschen Predigt und der eigentlichen Missionsarbeit nicht hätte einsehen und dem zu Folge auch nicht hätte begreifen können, warum, wenn das Eine in die Kirche verlegt werde, auch das Andere nachfolgen müsse. Der Erfolg war ein anderer und zeigt uns, daß seine Anordnung einer öffentlichen deutschen Predigt zu Gunsten der Missionare gegen die dänischen Prediger gemeint war, woraus sich Ziegenbalgs Forderung auf persönliche Einwilligung der Prediger und zugleich sein kühner Ton erklärt. Als er folgenden Tags mit Plütschau zum Commandanten ging, erkannte derselbe Beides für ganz billig, sie möchten im Hause oder öffentlich in der Kirche deutschen Gottesdienst anstellen. Das Eine trage er ihnen selbst an, das andre wolle und könne er ihnen nicht wehren, doch wolle er sie noch einmal mit den Predigern zusammen kommen lassen. Am zweiten Weihnachtsfeiertage war die Friedensconferenz: „Den 26. December ließ uns der Commandant nebst den andern zwei dänischen Priestern zu Gaste bitten, und suchte mit großem Fleiß eine Vereinigung unter uns zu stiften, bracht es auch so weit, daß uns beide Prediger mit ihrem Handschlag versicherten, daß sie fürder als Brüder mit uns umgehen und alles Recht, das sie in der Kirche hatten, uns überlassen wollten, wir möchten also darin predigen, taufen, catechisiren und das heilige Nachtmahl austheilen, wenn wir wollten: darüber wurde der Com-

1) Ziegenbalg und Plütschau wollten durchaus nichts anderes als orthodoxe Lutheraner sein und würden sich gewiß höchlichst gegen die Ehre verwahren, daß die heutigen Unionisten, welche sich so überaus gern Pietisten nennen hören, sie zu den Ihren zählen möchten. Der vierte Paragraph ihrer Instruktion lautete ja: „Er soll nichts denn nur die heil. Lehre, wie sie in dem Worte Gottes verfaßt und in den symbolischen Büchern dieser Länder nach der Augsburgerischen Confession wiederholt, daselbst in Ostindien predigen und sonst nichts vortragen. Und wie der Herr Jesus selber sein Lehramt mit der Predigt von der Buße und Befehrung angefangen und seinen Discipeln befohlen zu predigen von der Buße und Vergebung der Sünden, so hat er sich gleichermassen hiernach zu verhalten.“ Die Geschichte aber zeigt, wie ganz gewaltig sie sich durch die geleisteten Eide gebunden fühlten.

mandant und alle, die mehr bei uns waren, so fröhlich, daß dergleichen brüderliche Vereinigung geschah, als ich ihn noch niemals gesehen hatte. Darauf ging der oberste Priester mit uns nach Hause und hörte meinen Kollegen vortragen. Den Leuten, die ohnehin in unserm Hause nicht mehr Raum hatten, wurde angemeldet, daß auf des Commandanten Bewilligung und Begehren wir dergleichen Erbauung öffentlich in der Kirche fortsetzen würden, und zwar allezeit des Mittwochs vor Mittage. Des Abends waren wir mit zur Leiche bei der dritten Stimme (im Rath) gestorbenem Töchterlein. Am 29. machte ich im Namen des Herrn den Anfang, öffentlich in der Kirche zu predigen über die Worte Pauli Gal. 5, 24. Mein Eingang war Röm. 1, 11. 12. Es war sehr viel Volk in der Kirche und das deutsche Singen ging wohl von Statten: mir verlieh Gott auch solche Kraft, daß ich hoffe, es werde künftig dieses Werk zu vieler Erbauung hinausschlagen."

Das klingt nun mehr nach Sieg als Verfolgung, die Zugeständnisse der Prediger waren ganz außerordentliche, freilich einige Fesseln wurden dadurch den Missionaren aufgelegt, denn wer Jemandes Eigenthum benutzt, hat auch Rücksichten auf ihn zu nehmen; wie sie denn bald mit den Predigern conferirten, auf welche Weise die Taufe der Heiden anzustellen sei, „da sie uns denn viel vorschreiben wollten, welches wir nicht eingehen konnten.“ Ja die Prediger werden zu größerem Eifer in Führung ihres Amtes angestachelt, sie geben ein Memorial bei der Regierung ein, es möchte öffentlich von der Kanzel ein Befehl verlesen werden, daß alle Sklavenkinder in der lutherischen Kirche und nicht mehr in der katholischen sollten getauft werden. Dennoch wird einem Jeden beim nochmaligen Durchlesen der aus dem Tagebuch ¹⁾ angeführten Stellen nicht entgehen, daß mit Sicherheit, namentlich in Zeiten anderer Aufsechtungen, auf ein friedliches Zusammenwirken beider Theile nicht gezählt werden kann, und daß wir trotz

1) Es ist nicht ein Tagebuch in vollständigem Sinn, sondern berichtet nur die Verhinderungen („Bericht von den Verhindernissen in dem Werk der Befehrung der Heiden von Anno 1706 den 9. Dec. bis Anno 1708 den 15. Sept.“); es ist aber von hohem Interesse, weil es nicht eine von hintenher construirte Geschichte erzählt, sondern die wechselnde Stimmung in den verschiedenen Zeiten erkennen läßt. Um dem Leser den gleichen Eindruck zu verschaffen, verfahren auch wir hier noch mehr chronologisch, als gewöhnlich, und verzichten auf Gruppierung des Gleichartigen.

des erfreulichen Ausgangs in Wahrheit bei dieser Erzählung in ein zweites feindliches Lager haben blicken dürfen.

Da jedoch in einer kleineren Stadt und bei einer mehr patriarchalischen Regierungsweise, wie sie damals in Trankebar üblich war, fast alles auf die oberste Person ankommt und der Sieg immer der Partei zufallen wird, zu welcher die Obrigkeit sich schlägt, so wäre selbst der vereinigte Widerstand der katholischen und protestantischen Geistlichkeit nur ein aufhaltendes, nicht aber ein unüberwindliches Hinderniß gewesen, so lange der Commandant seine freundliche Gesinnung bewahrte. Herr Johann Sigismund Hassius war eine gar mächtige Persönlichkeit, als erster Beamter der (zuerst 1616 gestifteten und 1670 erneuerten) privilegirten dänisch-ostindischen Compagnie. Stand er doch nicht einmal unter dem Könige, sondern empfing seine Befehle von einem Direktorium in Kopenhagen, das ihm wegen der Entfernung und der Schwierigkeit der Communication wohl oder übel Zeit seiner Amtsführung absolute Macht lassen mußte, die Reichenschaftslegung auf seine Rückkehr versparend. In Trankebar stand dem Commandanten als beratende Behörde ein Secretrath von vier Mitgliedern zur Seite, dormalen die Herren Krahe, Werming, Schuldropp und Brum. War die Compagnie schon eifervoll auf Wahrung ihrer Gerechtsame bedacht, so natürlich der Commandant noch mehr auf seine absolute Macht, und da war es von vorn herein nicht glückverheißend, daß die beiden Missionare als unmittelbare Bedienstete des Königs erschienen, und noch schlimmer, daß sie sich dieser Stellung bewußt waren. Alle Beide unter Verhältnissen aufgewachsen, wo die fürstliche Macht mit göttlichem Glanze umgeben, und wo man gewohnt war, auch in den persönlichsten Verhältnissen vom Willen des Fürsten sich abhängig zu fühlen¹⁾, hatten sie noch dazu in Kopenhagen die Huld des Königs und des königlichen Hauses im reichsten Maße erfahren und durch königliche Cabinetsbefehle ihre Widersacher besiegt gesehen: bezaubert von solcher ungewohnten Gnade waren sie wenig geschickt, in die neuen

1) Als z. B. Friedrich II. den Philosophen Wolf von Marburg nach Halle zurückhaben wollte, waren förmliche Staatsverhandlungen mit dem König-Landgrafen in Stockholm nöthig. Berühmte Theologen vollends galten so sehr als persönliches Eigenthum, daß sie einem andern Fürsten zeitweilig geliehen wurden. Zur Zeit des aufkommenden Pietismus fühlten sich die Fürsten selbst mitgetroffen, wenn ihre Theologen der Heterodoxie beschuldigt wurden, stellten große Untersuchungen an und theilten das Resultat in Handschreiben anderen Fürsten mit, um solche Schmach abzuwehren.

Verhältnisse sich zu fügen, sie hielten einen Widerstand gegen die königliche Empfehlungsordre, sie in ihrem Amte zu unterstützen, für unmöglich; noch mehr weil sie selbst sich ganz in ihrem Amte aufopfereten und ihres reinen Eifers sich bewußt waren, hielten sie Beförderung und Unterstützung für Pflicht aller Christen. Der Commandant war also als Unterthan des Königs und als Christ zu ihrer Unterstützung verpflichtet; bei solchen Anschauungen wurde natürlich das Dankgefühl für empfangene Hülfe stets überwogen durch das Mißbehagen verzögerter oder versagter Unterstützung. Im Oktober 1706 z. B. hatten sie ein Memorial eingegeben, mit dem Ersuchen, daß alle evangelischen Einwohner zwei Stunden des Tages ihnen ihre Sklaven zuschicken sollten, damit sie im Christenthum unterrichtet und getauft würden. Diese Thatfache meldet Ziegenbalg mit folgendem Zusatz: „worauf denn der Hr. Commandant uns selbst besuchte und in kurzem selbige zu übersenden versprach; sintemal er weiß, daß wir einen schriftlichen Befehl haben, mit einer jeden Gelegenheit Seiner königlichen Majestät nach Dänemark zu schreiben, und Ihm alles nach unserm Gewissen zu berichten, was dieses Werk theils verhindern, theils befördern könnte.“ Erkundigt man sich nun näher nach diesem großartigen Befehl, so werden wir auf einen einfachen und selbstverständlichen Paragraphen ihrer Instruktion verwiesen: „Er soll auch, so oft ein Schiff von da ab und hierher geht, Briefe mitsenden und uns darin nach seinem christlichen Gewissen allerunterthänigst Nachricht ertheilen, sowohl von seinem Amt als auch dessen Fortgang und Verhinderung; desgleichen kann er auch einige Vorschläge beifügen, auf welche Art dieses so neulich angefangene Werk, welches so bald nicht vollkommen werden kann, mit der Zeit vielleicht besser möchte eingerichtet werden.“

Der weitere Verlauf wird uns ferner den Commandanten als einen schnell aufbrausenden, jähzornigen Mann kennen lehren, während wir unter Ziegenbalgs vortrefflichen Eigenschaften die von den Tannulen höchstgeschätzte, die Geduld, noch nicht aufzuführen Gelegenheit hatten. Noch eins: durch des Commandanten Eifer einen deutschen Gottesdienst einzurichten, dürfen wir uns nicht zu sehr einnehmen lassen; es ist wahr, es fehlte ihm nicht ganz an religiösem Interesse, er glaubte keine Berechtigung zu haben, seiner deutschen Garnison die Mittel der Erbauung zu rauben, aber er hatte dafür noch einen besondern Grund: Hassius war zwar in Norwegen geboren, aber der Sohn deutscher Eltern und selber in Deutschland erzogen. Das unabweisliche Bedürfnis, Gott in seiner Muttersprache anzubeten, ließ ihn wünschen, einen deutschen Gottesdienst in der Zionskirche zu haben,

weil seine Würde ihm unmöglich machte, ins Haus der Missionare zu gehen. Wir haben daher auch in Betreff seiner keine sichere Bürgschaft für die Zukunft, ja mögen einiger Maßen besorgt sein. Zum ersten Mal ereignete sich ein Zerwürfniß gelegentlich der erwähnten Eingabe beider dänischer Prediger wegen Taufe der Sklavenkinder: „den 22. Februar nach Mittage kam der Herr Commandant und der Secunde zu uns, und zeigten, wie sie von hiesigen dänischen Priestern ein Memorial bekommen hätten, daß sie möchten öffentlich von der Kanzel einen Befehl ergehen lassen, daß alle Sklavenkinder in der lutherischen Kirche sollten getauft werden; darüber sie uns aber solche Vernunftsgründe und falsche Ausflüchte machten, daß wir endlich genöthigt wurden zu sagen: ob uns der Herr Commandant nicht eben so wohl in unserm Amt beistehen wollte, als er dem katholischen Priester beistünde, zumal da wir unsers gnädigen Königs sein Werk trieben und es auch dem Worte Gottes so gemäß wäre, daß billig alle Christen daran mit arbeiten helfen sollten, darüber wurde er aber so ungehalten, daß er sagte, wenn wir so vorgehen wollten, so könnte er sich unser wohl gänzlich entziehen. Wir demonstirten ihm die öffentliche Bosheit, die der katholische Priester allhier auszuüben pflegte, wie ihm denn selbst die Historie wohl bekannt sein würde, darüber ein portugiesischer Christ mit Klagen eingekommen wäre¹⁾. Es wollte aber der Commandant, weil er von diesem Papen mit Gelde wohl bestochen war, die Sache in allen Stücken vertheidigen und solches zwar mit heftigem Fluchen und Schwören, weswegen wir ihn freundlich bestraften und baten, daß er doch die Sache erst recht nach des Königs Befehl untersuchen möchte und alsdann selbige recht oder unrecht sprechen. Wir konnten ja hieraus handgreiflich sehen, daß er wenig Reflexion auf die Beförderung unsers allernädigsten Königs Werk hätte, indem er unsern größten Feind und Verhinderer allhier in seiner Bosheit recht autorisiren wollte, uns aber fast in keiner

1) Ist im Tagebuche am 12. Febr. berichtet: „Heut kam ein katholischer Christ zu uns und erzählte, was für ungerechte und wunderliche Proceuren der hiesige katholische Pater in seiner Abwesenheit mit seinem Weibe und Tochter vorgenommen habe, um welcher willen er billig seine Priestertappe ausziehen und aus der Stadt verwiesen werden sollte. Der Mann versprach uns, daß wo wir ihm in seiner gerechten Sache helfen wollten, daß er allhier wohnen und seine Tochter frei bekommen könnte, wollte er uns in unserm Amte sehr behülflich sein und wenn wir ihm deutlich und gründlich zeigen könnten, daß unsere lutherische Religion besser sei als ihre, so wollte er unsers Glauben werden.“

Sache recht behülflich sein. Er hätte uns schon längst zu vielen Malen als ganz gewiß versprochen, daß er die hiesigen lutherischen Einwohner dahin anhalten wollte, daß sie ihre Sklaven zu uns schicken und nach ihnen widerfahrner Information taufen lassen möchten; welches wir auch schon an unsern lieben König berichtet hätten, aber wir hätten weder die Sklaven gesehen noch Antwort hiervon wieder empfangen. Neulich hätte er es auch selbst angeboten, daß er öffentlich befehlen wolle, daß die Sklavenkinder in unsrer Kirche sollten getauft werden, nun aber wollte er solches nicht geschehen lassen, wir hätten auch sonst ihn in unterschiedlichen Dingen, so mit in unser Amt liefen, ersucht, aber keine Hülfe erlangen können. Hierdurch wurde er sehr erbittert und sagte: wenn es nach eurem Rathe gehen sollte, würde allhier bald eine Rebellion entstehen. Wir sagten, daß dergleichen auch die heiligen Propheten wären beschuldigt worden, weswegen wir uns dessen nicht zu verwundern hätten; wir müßten reden, was unsers Amts wäre, indem wir deswegen drei Eide in Kopenhagen ablegen müssen. Unser Gewissen sei uns lieber als unser Leben. Darauf sagte er: ob er denn kein Gewissen hätte, er wäre ein so guter Christ als andere. Wir antworteten, daß wir ihn hierin nicht urtheilen wollten, er könnte uns aber gleichwohl nicht zumuthen, daß wir über unser Gewissen Jemand sollten herrschen lassen. Wir würden uns so lange nach unserer Instruktion richten, bis Jeho Königl. Majestät allergnädigst es anders zu ordnen Belieben tragen möchten. Wer denn dieses Werk befördern könnte und nicht wollte, der würde es verhindern und also wider des Königs Befehl handeln. Er versuhr in allen Stücken dermaßen impudent gegen uns, daß, wenn wir nicht Vieles mit großer Geduld überhören können, wäre vielleicht ein großer Streit entstanden. Der Secunde aber war auf unserer Seite und hatte ein großes Mißfallen daran; da er uns endlich alle Hülfe versagte, sagten wir, daß alsdann Gottes Werk am herrlichsten hervorbrechen würde, wenn alle menschliche Hülfe aus sei. Wir wollten indessen nicht aufhören, was wir im Namen des Herrn angefangen hätten, sondern nur desto freudiger dabei sein und in der Stille unsers Gemüths alle Lästerung und Verfolgung über uns nehmen, aber doch solches Alles an unsern allergnädigsten König berichten.“

Wenn wir auch in diesem Bericht, eben weil er aus einem Tagebuch entnommen ist, nicht alle Worte auf die Goldwaage legen dürfen, so bleibt doch die bedauerliche Thatsache eines offen ausgebrochenen Zwistes bestehen, die bisherige Freundschaft ist gekündigt; der Commandant steht auf Seiten der Gegner — wenn er nicht zu den Leu-

ten gehört hätte, denen guter Rath oft über Nacht kommt und die, wenn sie einmal aufbrausend gewesen sind, es möglichst wieder gut machen wollen. „Den 27. Februar wurde ein Befehl von der Kanzel verkündigt, daß alle Sklavenkinder in der lutherischen Kirche möchten getauft werden. Nach der Kirche ließ uns der Herr Commandant nebst dem Sekret-Rath und den dänischen Priestern zu sich in sein Haus fordern und fragte diese, warum sie über uns eine Priorität suchen und von uns verlangen wollten, daß man diejenigen, so man von Malabaren taufen wollte, erst ihnen vorher zu examiniren übergeben sollte, und daß sie uns in dergleichen Dingen vorschreiben wollten. Sie läugneten, daß solches ihre Meinung gewesen wäre. Wir wollten uns aber in keinen weilkünftigen Disput einlassen, noch alles proponiren, was da hätte können ihnen als uns hinderlich und widerlich demonstrirt werden. Nachmals fragten wir, wer doch die Sklavenkinder taufen sollte, wir oder sie? sie sagten: es käme ihnen zu, weil dergleichen Herren unter ihrer Gemeinde stünden. Wir sagten, daß wir um deswillen keinen Streit anfangen wollten, aber es würden wunderliche Consequenzen daraus erfolgen, indem sie sich nicht auf die Sprache legten, darin sie unterrichtet werden sollten, und ein Jeder auch wohl wüßte, daß wir von Jeho Königl. Majestät eben der Heiden wegen herausgeschickt wären. Hierauf gedachten wir von der Kirche und sagten, wie wir nöthig hätten, daß wir eine eigne Kirche aufbauen ließen, weil kein Malabar in unsere Kirche zu kommen sich entschließen würde. Der Hr. Comm. sagte darauf: daß er sich mit aller Macht dawider setzen würde und müßte erst von der Compagnie einen ausdrücklichen Befehl dazu haben. Wir sagten, was doch solches der Compagnie schädlich sein könnte, indem man ja den Katholiken, Heiden, Muhammedanern Freiheit gebe, daß sie Kirchen und Pagoden bauen dürften, warum wolle man uns dergleichen verwehren, da man doch wisse, daß unser allergnädigster König in unserer Vocation bei seiner Ungnade verboten habe, solches Werk zu hindern. Wir müßten ja thun, was unsers Amtes wäre und könnten es ja nimmermehr weder bei Gott noch bei unserm lieben König verantworten, wenn wir solches Werk liegen lassen wollen. Ueber dies so verlangten wir von der Compagnie kein Geld dazu, sondern wollten selbst etwas auf Zins aufnehmen und solches im Vaterland von meinem eignen Capital wieder bezahlen lassen, wenn es nicht sollte zur Beförderung unsers Werks gereichen; geschähe aber solches, so würde uns dergleichen Geld unfehlbar wiederum alsdann von unserm lieben König ausbezahlt werden. Hierauf sagte er, daß, wenn er erstlich die Umstände

sähe, wollte er uns nicht zuwider sein, ja er wollte selbst etwas dazu beitragen. Und sofern die fünfte Stimme würde mit den zukommenden Schiffen nach Hause gehen, so wollte er es vermitteln, daß wir sein Haus bekämen, welches hierzu gar fein gelegen wäre. Wir sagten, was sie hierin thäten, das thäten sie nicht uns, sondern Gott und unserm lieben König."

Derjelbe Commandant, der vor wenig Tagen ihnen alle Hülfe versagt hat, will sie demnach schützen gegen unbefugte Annäherung der dänischen Priester und verheißt aufs Neue seinen Beistand. Man sollte meinen, mit einem solchen Mann wäre doch am Ende durchzukommen gewesen. Es scheint aber nur so, denn die leidige Gewohnheit der Zeit, geistliche und weltliche Gewalt zu vermengen, rief, den handelnden Personen selbst unbewußt, Uebergriife bald der einen, bald der andern Partei hervor. In Luthers Auslegung zum 101. Psalm findet sich eine schöne Stelle über den Unterschied weltlichen und geistlichen Regiments, die man über der Thür des Missionshauses und der Commandantur als Ueberschrift gewünscht hätte: „Ich muß immer solchen Unterscheid dieser zweien Reiche einbläuen und einkäuen, eintreiben und einteilen, obs wohl so oft, daß verdrießlich ist, geschrieben und gesagt ist. Die weltlichen Herren wollen ins Teufel Namen immer Christum lehren und meistern, wie er seine Kirche und geistlich Regiment soll führen, so wollen die falschen Pfaffen und Rottengeister nicht in Gottes Namen immer lehren und meistern, wie man solle das weltliche Regiment ordnen, und ist also der Teufel zu beiden Seiten fast sehr unnützig und hat viel zu thun, Gott woll ihm wehren, Amen, so wirs werth sind.“ Die Missionare suchten sich gegen Uebergriife der Ortsobrigkeit durch Berufung auf die noch höhere Gewalt des Königs zu schützen, immer und immer wieder ließen sie es fühlen, daß sie königliche Missionare seien, wodurch sie denn wiederum eine Reaction wach riefen; zu ihrem Schrecken vernahmen sie, es werde überall in der Stadt ausgestreut, Sr. Königlichen Majestät sei es kein rechter Ernst in der Mission, alle hohen geistlichen Personen in Kopenhagen wären auch dawider, und sei es allein Dr. Lützens Werk. Damit wurde ihnen denn auch die letzte menschliche Waffe genommen. Nirgends mehr sahen sie Hülfe, als nun nach den Vorgesichten der Kampf selbst ausbrach.

Anlaß gab der neu beschlossene Kirchenbau, der sich als nöthig erwies, „indem die Heiden in der Blanken Kirche nicht kommen wollten, weil diese in allzu hoffärtigen Kleidern einhergingen und sie schwarz wären und nur ein Tuch über ihren Leib hätten.“ Durch den

Besitz einer eignen Kirche wäre die Mission aus dem Stadium der Versuche herausgetreten und in Trankebar heimisch geworden. Dem widersetzte sich der Teufel mit Macht. Vor dem Thore wollte sich aus allerlei Gründen kein Platz finden, und den Platz in der Stadt ließ der Commandant so hoch abschätzen, daß es die armen Missionare gewiß nicht tragen könnten. Sie baten wiederholt um möglichste Beförderung, wurden aber immer abgewiesen, noch einmal sendten sie einen beweglichen Brief ab, bekamen aber gleich durch den Diener Antwort, dem Herrn Commandanten wäre es nicht recht. Da hielt am 1. Juni Plütschau eine Predigt mit vielem Seufzen, wie man durch unchristliches Leben Gottes Namen unter den Heiden lästere und zur Zerstörung des teuflischen Reiches gar nicht wolle behilflich sein: „Ein jeglicher prüfe sich in seinem Stande vor dem allgegenwärtigen Angesicht Gottes und des Herrn, der sich durch seine Himmelfahrt zur Rechten der Majestät in der Höhe gesetzt hat. Ihr, die ihr im Steuer des Regiments sitzt, prüfet euch, ob ihr das, was euch anbefohlen ist, treulich verrichtet, ob ihr das Werk des Herrn mehr sucht zu befördern als zu hindern, und ob ihr mehr auf die Ehre Gottes sehet als auf euren Nutzen.“ Der Commandant war unter den Zuhörern, Nachmittags gehen die Missionare zu ihm, sich persönlich Antwort auf ihr Bittschreiben zu holen. „Wer hat euch Leuten solche Freiheit gegeben, daß ihr mich auf der Kanzel angreifen dürft und sagen, wie man euch in eurem Amte hinderlich sei, solcher Gestalt könnt ihr leicht eine Rebellion anrichten,“ lautet der Empfangsgruß. Missionare: „Es sind noch lange nicht so harte Ausdrücke als der Prophet Jesaias braucht: Deine Fürsten sind Abtrünnige und Diebesgesellen, sie nehmen alle gern Geschenke und trachten nach Gaben.“ Als sie nun viele höhnische und spöttische Worte zu hören bekamen, fügten sie hinzu: „Gott und unser lieber König wird sich nicht spotten lassen. Wir sind Gottes und unsers Königs Diener, und wollen lieber Leib und Leben verlieren, als daß wir ihre Ehre wollen geschändet werden lassen und unser Amt nachlässig treiben.“ Commandant: „Ihr Leute fangt es mir darum so dumm und desperat an, daß man euch nach dem Vaterlande schicken soll, denn euer Amt wird euch gar zu schwer.“ Doch wozu das Unerquickliche so weit ausspinnen und alle Lästerworte aufnehmen, wir hören den Schluß: „Der Commandant war voller Bitterkeit, lief in der Stube herum und schlug mich (Ziegenbalg) auf die Brust, daß ich wohl fühlte, und da wir sagten, man sollte uns doch ansehen als Diener Gottes und unsere Vermahnung mit Sanftmuth annehmen, so sagte er, er wollte von uns nicht ermahnt sein,

wir könnten auf der Kanzel viel hinplaudern, und nachmals sagen, als sei es aus Trieb des heiligen Geistes geschehen. Ich wollte jetzt den Hundten (und damit trat er zu meinem Collegem) eine Ohrfeige geben und sagen, der h. Geist hat mich getrieben. Wir sagten, er sollte sich nicht also an Gott versündigen, was wir auf der Kanzel redeten, das redeten wir an Gottes Statt. — Er verlangte nun, wir sollten ihm doch das heutige Concept schicken; wir erwiderten, daß wir keine Zeit hätten, unsere Predigten zu concipiren, wir setzten nur eine Disposition auf. Darauf wandte er sich zum Fiscal, er sollte es ins Protokoll einführen, daß wir ihm das Concept verweigert hätten. Wir sagten, wir thäten solches nicht und wollten es gleich holen, schickten es auch nachmals gleich hinauf. Wir nahmen endlich unsern Abschied und baten, sie möchten unsere Worte in der Liebe wohl überlegen. Der Herr Commandant sagte: Ich habe euch in der Liebe auch meine Meinung gesagt, es bleibt dabei, ich will hinfort mit euch nichts mehr zu thun haben und dürfet nicht mehr zu mir kommen, sondern so ihr etwas habt, mögt ihr mir solches schreiben.“

Von derartigen Liebesbeweisen, versteckten und öffentlichen, ist seitdem die Missionsgeschichte ein volles Jahrseient angefüllt, und man müßte allein ein dickes Buch schreiben, sollte es alles erzählt werden. Schon bei Abgang der nächsten Schiffe im Herbst 1707 sind die Akten gewaltig angeschwollen, ein großer Klagebericht an den König liegt fertig da. Mit einem Mal änderte sich des Commandanten Angeficht, er kam persönlich ins Haus der Missionare, versprach ihnen fürder behülflich zu sein und erbot sich, deshalb an unterschiedliche Minister in Kopenhagen zu schreiben. Die Missionare glaubten seinen Worten, versprachen gleichfalls von ihm lauter Gutes zu schreiben, rissen die Briefe in Stücke und schrieben neue — und die Peiniger hatten nun zwei volle Jahre vor sich sie zu quälen, während genügende Berichte an die einflußreichen Personen in Kopenhagen abgegangen waren, ihnen den Boden unter den Füßen zu entziehen. Die Missionare gingen stracks ihren Weg vorwärts und erfüllten unerschrocken ihres Amtes Pflichten; seit dem 20. Nov. errichteten sie sogar neben der Mittwochspredigt in der Zionskirche, die sie wider Willen der dänischen Prediger forthielten ¹⁾, eine tägliche deutsche Vorfunde

1) „Den 22. August (1707) Nachmittag wurden wir beiderseits zum Hr. Commandanten und vor den ganzen edlen Secretrath gefordert, allwo gleichfalls die zwei dänischen Priester erschienen und hatten ersucht, daß wir doch möchten

Abends von 6—7 Uhr, worin fortlaufend das Neue Testament durchgenommen wurde, in diesem Einen Punkte erfreuten sie sich sogar der Billigung des Commandanten. Gott gab Segen zu ihrer Arbeit und „wie das Volk Israel in Aegypten unter dem Druck sich stetig mehrte, also vermehrt sich gleichfalls die Gemeinde Jerusalems nur desto häufiger, je mehr sie von ihren Feinden unterdrückt wird:“ das war der Inhalt mancher Taufreden der Missionare in jener trüben Zeit.

Endlich drang ein Sonnenstrahl durch die Nacht der Trübsal und Anfechtung. Am 1. August 1708 in der Frühe lag das vaterländische Schiff auf der Rhede und diesmal sollten die Missionare nicht leer ausgehen wie vorm Jahre, ein Brief von Dr. Küttens versetzte sie in eine ungemein freudige Stimmung, er berichtete ja, daß Seine Majestät und alle hohen königlichen Personen zu den Missionaren und ihrem heil. Amte die gnädigste Geneigtheit bewiesen und eine reichliche Unterstützung

aus ihrer Kirche gebracht werden. Sie proponirten also diese Sache und sagten, wie wir nunmehr eine eigne Kirche hätten und würden also wohl Ihnen ihre Kirche allein lassen. Wir fragten, was doch ihre Ursache darunter wäre. Sie sagten, wir wären zu den Schwarzen und nicht zu den Blanken herausgefandt worden. Wir fragten, ob sie uns zeigen könnten, daß wir unser Amt gegen die Heiden deswegen verkümmern! Sie sagten: nein. Wir fragten abermal, ob ihnen denn ein Pfennig unserwegen von ihren Einkünften entzogen würde? nein. Wo dieses nun nicht wäre, so müßten sie ja eine andre Ursache haben? Sie wollten gern Liebe von ihren Zuhörern haben. Ob wir denn daran verhinderlich wären? Ja, es liebten uns die Zuhörer mehr denn sie. Ob sie denn dadurch die Liebe ihrer Zuhörer erlangen würden, wenn sie ihnen die gute Weide entzögen und anstatt unser einen Säufer oder lieberlichen Menschen predigen ließen? Ja, sie hätten doch nachmals die Kirche allein. Wir sagten, den Aposteln wäre es eine Freude gewesen, wenn sie kein viel Gehülfsen hätten haben können. Da sie denn nun diesen Sinn nicht hätten, sondern sie wollten ohne alle Ursache uns das Predigen verwehren, so gäben sie zu erkennen, daß sie rechte Niethlinge wären und nur Ehre und der Schafe Wolle suchten, nicht aber was ihre Erbauung schaffte. Wir fragten sie vor allen, die gegenwärtig waren, ob sie es wohl vor dem Richterstuhl Christi verantworten könnten, wenn sie also das Gute an ihrer Gemeinde hinderten? Sie sagten: **Ja.** Da der Commandant sich den Missionaren zuneigte, mußten beide Prediger ihnen die Hände geben, daß sie in Friede und Einigkeit an der Gemeinde fortarbeiteten. Ob die Missionare die Einrichtung auch einer dänischen Schule wohl mit etwas stärkeren Gründen vertheidigen konnten? Es scheint, daß sie sich namentlich zu dem Oberprediger wohl etwas besser hätten stellen können. Während der Kirchbaufreitigkeiten stand er auf ihrer Seite, er schickte seine Sklaven in ihren Unterricht, in seiner Abschiedspredigt wünschte er den Missionaren und ihrem Jerusalem gesegneten Fortgang.

sendeten, sie halten die Anweisung auf 2000 Thaler in ihren Händen, das erste Geld nach ihrer Ankunft. Welchen Aufschwung werden nun ihre Schule und Anstalten nehmen, wie kann nun alles in bessere Ordnung gebracht werden, jetzt sollen ihre Armen keine Noth mehr leiden! Mit hoher Freude hielt Ziegenbalg die Predigt über Sirach 1, 32 u. 33: „Mein Sohn willst du weise werden, so lerne die Gebote, so wird dir Gott die Weisheit geben; denn die Furcht des Herrn ist die rechte Weisheit und Bucht; und der Glaube und Geduld gefallen Gott wohl.“ Gott hatte ihren Glauben gesehen und ihre Geduld genug erprobt, die Prüfungszeit neigte sich zu Ende. Direkt aus der Predigt gehen sie zum Commandanten, der zeigt ihnen einen Brief vom Grafen Nebenklau, ihnen das Geld auszuzahlen. Er hat schon Befehl gegeben, es zugleich mit dem Compagnie-Gelde ans Land zu bringen, und dann soll es alsbald ausgezahlt werden. Kein Hinderniß ist mehr im Wege, aufs Neue wird Gott für seine große Gnade mit Singen und Beten gelobt.

Wenn je, so haben die Missionare damals erfahren, daß es vor Abend anders werden kann, und daß der Sänger wahr singt:

Hier ist Ehre, aber nichtig; hier sind Schätze, aber klein;
Hier ist Freude, aber flüchtig, dort muß alles besser sein.

Hier ist Freude, aber flüchtig! Nach Tische kommt die traurige Botschaft, das Boot ist umgeschlagen in der Brandung, das Geld liegt auf dem Meeresgrunde. Am Vormittage bei gewöhnlichem, gutem Wetter war zwar das Geld der Compagnie ans Land gebracht, das Missionsgeld aber zurückgelassen bis Nachmittag, wo regelmäßig der Landwind den Seewind verdrängt. Inzwischen hatte der Schiffscapitain Reuter sich Gesellschaft mit an Bord genommen und wacker getrunken. In dem Zustande setzte er sich nun ins Boot und ließ die Geldkiste auch hinein schaffen. Der Bootsmann wollte nach Schiffsmannier zur Sicherheit einen Voyreif darum schlagen, wie es stets bei Geldern geschah, aber der Capitain wollte es trotz zweimaliger Vorstellung nicht gestatten. Als nun das Boot weiter in die Brandung kam und die dazu verordneten Sellinger (Bootsleute) es faßten und ans Land ziehen wollten, sprang der Capitain in seiner Trunkenheit wie ein toller Mensch mit dem bloßen Degen auf sie zu, daß sie vor Schreck das Boot fahren ließen und davon flohen. Es schlug um, fünf Europäer und zwei Eingeborne verloren das Leben, und die ganze Ladung war verloren. Doch nein, von den übrigen Waaren mochte dies wohl gelten, die Geldkiste war doch zu schwer, um alsbald

weggeschwenmt zu werden, und das Wasser war an jener Stelle nur zwei Ellen tief. Die Missionare erhielten zudem vom Commandanten den Trost, so viel Vermögen wäre wohl noch da, ihnen den Verlust wieder zu ersetzen; unter Tags wurden auch wirklich die meisten Waaren, namentlich so weit sie Eigenthum des Commandanten waren, geborgen, nur nicht das Geld.

Die Missionare gaben sich nun nicht etwa einer weltlichen Traurigkeit hin, eins aber schmerzte sie, ihre christliche Umgebung benahm sich viel schlechter als die Heiden, sie machten aus ihrer Schadenfreude kein Hehl, ja ihr Benehmen war wahrhaft teuflisch, und läßt den Verdacht, welchen die öffentliche Meinung alsbald aussprach und Sachverständige bestätigten, wohl begründet erscheinen, daß die Geldkiste absichtlich nicht wieder gefunden sei. Man ließ den Tag vergehen und die Nacht dazwischen kommen, ehe ernstlich gesucht ward, und da liegt ja allerdings die Vermuthung nahe, daß wenn nicht der Triebfand die Kiste inzwischen verschüttet, die Bootsleute sie sich angeeignet haben werden. Den ärgerlichen Auftritt des folgenden Tages, weit betrübender als der Verlust selbst, möge uns das Tagebuch schildern: „Den 2. August gingen wir frühe zum Schiffscapitain und fragten, warum er denn so unvorsichtig gehandelt mit des Königs Geldern. Er aber gab uns wenig gute Worte. Wir haten Herrn Krahen als die Secundestimme, daß er uns doch hierin möchte hülfreiche Hand leisten, er gab uns aber auch ganz trogige Antwort. Wir gingen mit dem Lieutenant Kröckel zum Meeresstrand und ließen mit Piken allenthalben suchen, wurde aber nichts gefunden. Darauf gingen wir zum Hrn. Commandanten. Er fragte uns, ob wir solches nicht gefunden, wir sagten, nein. Ja, sprach er, so kann ich euch nicht helfen. Wir sagten: es wäre an den Wohlgebornen Hrn. Comm. adressirt worden und käme auch vom Könige und würde zu nichts Anderm als zu Gottes Ehren angewendet, weswegen wir die Sache ihm übergäben mit Bitte, daß er in Ansehung Jhro K. M. uns hierin beistehen und dazu behülflich sein wolle. Er antwortete, die Sache ginge ihn nichts an und wollte auch nichts damit zu schaffen haben. Wir sagten, es wäre ja billig, daß man den Schiffscapitain deswegen zur Rede stellte und also genaue Untersuchung hielte, ob er Schuld habe, da er alsdann verbunden wäre, es zu ersetzen. Der Comm. wurde endlich gar heftig über uns erbittert, verfluchte und verschwor sich, daß der Capitain nicht einen Thaler Geld hätte. Ei, sagten wir mit aller Bescheidenheit, das könnten wir nicht glauben, indem wir selbst mit Augen gesehen, daß er einiges Geld etwa 4 Thaler in seinem Beutel noch mit

ans Land gebracht hätte. Er war in seinem Gemüthe heftig erbittert, lief in der Stube herum und tractirte uns sehr schneöde sagend, daß er unser ganz müde wäre. Auf die Vorstellung, daß doch sonst Compagnie-Gelder mit einem Boyreiß versichert würden, antwortete er, er ließe öfter viele Tausende so ans Land bringen, warum hätte man es denn an diesem Bettelsack thun sollen. Wir sagten, der Hr. Commandant würde ja unserm allergnädigsten König nicht die Unehre anthun und sein Geld einen Bettelsack nennen. Er antwortete, wir müßten ihm nicht seine Worte verdrehen, er hätte nicht des Königs Geld, sondern den Capitain einen Bettelsack geheißten. Wir sagten, es sei, wie ihm wolle, wir hätten nur, daß die Sache untersucht und gerichtlich tractirt würde, damit Ihre Maj. erfahren möchte, wie man gleichwohl um die Sache möglichst wäre bemüht gewesen und uns alsdann außer Schuld halten könnten. Darauf wurde er so ergrimmt, daß er solche Worte ausschüttete, die er nimmermehr verantworten könnte, wenn sie recht sollten untersucht werden, daher ich selbige nicht melden will. Wir sagten endlich, wer nicht mit dem allergnädigsten König ist, der ist wider ihn. Darauf erwiderte er, er hätte dem Könige schon so lange getreu gedient und hielte uns für diese und jene, wenn wir solches von ihm sagen wollten, kam auf mich und schlug mich mit der Faust auf die Brust. Wir sagten, wir stünden unter seiner Botmäßigkeit, hätten wir Uebels verdient und Unbilliges geredet, so verlangten wir rechtmäßiger Weise gestraft zu werden. Als ich aber sah, wie nichts wollte helfen und er in seinem Gemüth nur desto erbitterter wurde, so nahm ich meinen Abschied, mein College aber blieb noch bei ihm und suchte ihn zu besänftigen, konnte aber auch nichts ausrichten. Anstatt daß man also billig hätte mit uns ein herzliches Mitleiden haben sollen, so betrüßte man uns dermaßen, daß wo Gott uns nicht hätte Geduld und Versicherung gegeben, er wäre unser gnädiger Gott und unser lieber König wäre unser gnädiger König, so hätten wir leicht können niedergeschlagenen Gemüths werden in unserm Amte. Gott verlasse uns nicht!"

Bei solcher Behandlung kam man allerdings an die folgenden Tags noch einmal schriftlich eingereichte Bitte um gerichtliche Untersuchung nicht das Maß des strengen Curialstils anlegen, die erhaltene Antwort 1)

1) Eingaben und Antworten siehe Urkunden Nr. 7 und 8; Plüttschau in seiner Widerlegung der Klagschrift des Commandanten Nr. 9 berichtet ungenau nach dem Gedächtniß, wenn er die friedliche Unterredung vor jene schriftlichen Verhandlungen setzt.

aber schließt mit dem empörenden Hohn, daß man sie gern in ihren schweren Amtsverrichtungen durch Abnahme der deutschen Predigten und Betstunden, so wie des Unterrichtens europäischer Kinder erleichtern wolle, bezüglich der Sache selbst werden sie ans Untergericht verwiesen. Das Ganze schließt mit Androhung strengerer Maßnahmen.

Als das höhnische Schreiben den Missionaren zur Hand kam, ließen sie sich gar nicht dadurch niederschlagen und dachten, besser Unrecht leiden als thun, auf Prozesse wollten sie sich als Geistliche nicht einlassen. Sie gingen vielmehr zu Rath, wie die getrennten Gemüther wieder zu vereinigen seien und wurden durch das Wort Gottes darin bestärkt, indem während der brüderlichen Berathung beim Aufschlagen der Bibel ihr Auge grade auf den Spruch fiel Röm. 12, 19 und 20: „Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn, denn es steht geschrieben: die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das thust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.“ Auf den Knien baten sie Gott um Weisheit und Sanftmuth, und daß er doch die Herzen ihrer Feinde zur wahren Freundschaft und Vereinigung lenken wolle, darnach schrieben sie einen freundlichen Brief an den Commandanten, ihnen eine Unterredung zu gewähren. Nachmittags wurden sie vorgelassen. „Wir sagten, daß wir zu keinem andern Endzweck zu ihm kämen, als daß wir wieder mit einander möchten in ein gut Verständniß kommen, fintemal sonst sowohl er, als auch wir lauter Unruhe haben würden. Er bequeme sich sobald in Freundschaft mit uns zu reden und bekannte, wie er nach solchem Zorn ganz todkrank gewesen; wir sagten, daß die Sache hätte können ganz leicht in der Liebe abgethan werden, aber weil gleichwohl solches nun geschehen wäre, so wollten wir auf beiden Seiten nicht mehr gedenken mit Versicherung, daß wir ihn von Herzen liebten und bäten nichts mehr, als daß er uns hinführo in allen billigen Sachen wollte behülflich sein zur Beförderung unseres Amtes. Was sonst das verlorne Geld anlangte, so stünde uns solches nicht an als Priestern, daß wir deswegen allhier mit dem Schiffscapitain einen Proceß anfangen, sondern wir wollten es umständlich nach dem Vaterlande berichten und daselbst es ausführen lassen. Er wurde endlich mit uns so freundlich und herzlich als wie vorher und versicherte uns, daß er davon nichts mehr gedenken wollte.“ Die Missionare meinten es recht herzlich mit der Freundschaft und ihrem Zutrauen, sie wollten gleichsam ein Neues pflügen; zu einer Taufe wurde der Commandant und Frau nebst mehreren Räthen als Pathe

geladen, sie kamen nicht. Als sich heraus stellte, daß das verlorne Geld früher an ganz falschem Orte gesucht sei, wurde doch zu nochmaliger Nachforschung aller Rath und Beistand versagt. Arme Leute aus der Gemeinde, die schon fünf Jahre in der Stadt gewesen, möchten ein Fleckchen Land, ihre Hütten aufzuschlagen. Kaum hört der Commandant den Diener der Missionare Ole Thoren die Bitte vortragen, so springt er erbittert auf, immer werde er von den Missionaren angelaufen und incommodirt, er wolle solchen Canaillen keinen Raum in der Stadt zu wohnen geben, sondern sie alle mit einander zur Stadt hinausjagen. „Aber, spricht er ferner, woher nehmen doch eure Priester das Geld, daß sie so viel Kinder und Volk erhalten können. Unser Diener spricht, Gott giebt es. Ja, spricht er, ich werde solches die Länge nicht mehr dulden, sondern wäre zufrieden, daß es schon ein Ende hätte. Darauf sagte der Secunde Hr. Krahe: Ach es wird nunmehr bald von sich selbst zu Grunde gehen, man dürfe es eben nicht selbst thun. Darnach haben sie noch andre viele schimpfliche Reden geführt. Wo der Herr uns nicht beistünde, und wo sie sich nicht noch ein klein wenig vor unserm allergnädigsten König scheuten, so würden wir schon längst unterdrückt und gänzlich aus dem Wege geräumt worden sein.“

Darnach kann es fast Wunder nehmen, wenn die Missionare noch einmal in einem demüthigen Besuch alle ihre Begehren zusammenfassen; aber sie wollten noch einmal versuchen, ob sie nicht ein kleines Capital ausgezahlt bekommen könnten, den sauer verdienten Lohn, welchen ein Quartiermeister ihnen aus Mitleid beim Abschied abgetreten hatte. Die Hauptsache aber war, ihrem Diener Ole Thoren die Erlaubniß zur Ueberfahrt nach Kopenhagen zu verschaffen, weil sie sonst nicht sicher waren, daß ihre Briefschaften wirklich dort ausgeliefert würden. Der Erfolg war, daß ihnen aller geistlicher Verkehr mit den Europäern in Predigten, Betstunden oder sonst wie verboten wurde, ja selbst dem freiwilligen Beitraggeben sollte ein Ende gemacht werden; nur Ole Thoren wollte man gegen das gewöhnliche Ueberfahrtsgeld mitlassen, gewiß nur aus Furcht, daß sonst einer der Missionare selbst reisen würde. Der Inhalt der Briefe, welche Ole Thoren mitzunehmen hatte, lautete demnach gar kläglich, die Apologie an den König faßte allein 26 Bogen. Uns ist wenig von den damaligen Briefen erhalten, aber dies Wenige muß mit Bewunderung für die edeln, unermüdlichen Arbeiter erfüllen. So schreibt Ziegenbalg am 1. October nach Halle: „Unsere Feinde haben vor wenig Tagen es durchgesetzt, daß etliche fünfzig Heiden, die da

Christen werden wollten, ihren Vorsatz wieder verändern mußten. Da können nun die lieben Väter leicht schließen, wie sehr uns solches kränket und wie unverantwortlich es wäre, wenn wir solch greuliche Bosheit nicht entdecken wollten. Es gehe uns und ihnen, wie es immer wolle, die Wahrheit ist nun gesagt und geschrieben; wir wollen lieber unser Leben als unser Gewissen verlieren. Beten Sie fleißig für uns, daß unser heiliges Amt unter den Heiden nur desto segnetern Fortgang nehme, je heftiger der Widerstand sich ereignet. Wie wir denn auch vermittelt Ihres Gebet bisher unter manchen Trübsalen und unter schwerer Arbeit, gleichwohl immer noch großen Trost und Freude gehabt, so daß wir entschlossen sind Zeit unsers Leben hier zu verbleiben, wenn es anders der Wille Gottes und unsers lieben Königs sein sollte. Denn wir sind beiderseits in unsern Herzen versichert, daß Gott noch ein großes Volk unter den Heiden habe, welches er wider alle Macht des Teufels immer nach und nach an das Licht des Evangeliums bringen wird." Nach Berlin lautet es: „Seit dem Verlust unsers Geldes haben sich der Commandant und der ganze Secretrath allhier als rechte Tyrannen wider uns und unsere Gemeinde aufgeführt mit Drohen, wie sie alles, was wir bisher gebaut, zerstören und unsere Gemeinde wieder ausrotten wollten; so sind wir oftmals durch solche harte Proceuren, bei welchen wir des Lebens nicht sicher gewesen, in unserm Gemüth sehr niedergeschlagen worden. Jedoch hat uns Gott nicht verlassen, sondern uns wiederum durch den Trost seines Heiligen Geistes ermuntert und uns nur desto freudiger gemacht, die Wahrheit ungeschont zu sagen, nicht achtend, wenn wir auch dessen Zeugniß mit unserm wenigen Blut versiegeln sollten." Nur die wenige Scheu vor dem König und etliche Furcht vor den Ortseinwohnern hielt noch zurück, daß wirklich Hand an sie gelegt wurde; ganz Trankebar war während der Zeit in fieberhafter Aufregung: „Gewiß, wenn sie wider uns Gewalt brauchen, so würde sowohl unter Heiden als Christen eine Rebellion entstehen, indem Jedermann unsere Unschuld bekannt ist, und sich alle Heiden greulich ärgern, daß man so boshaft mit uns umgehet, da wir doch nichts anders suchen als die Ehre Gottes und das Wohlsein nicht nur allein der Heiden, sondern auch der Christen. So sehr uns aber die Obersten verfolgen, so sehr lieben uns hingegen die gemeinen Leute und wollen sich nicht über die Gewissen herrschen lassen, daß sie auf ihr Drohen unsere Predigten und Betstunden (die immer fortgehalten wurden) versäumen sollten. Die Heiden sind uns gleichfalls mit Liebe sehr zugethan, und haben uns oftmals wegen des Verlusts der Gelder getröstet sa-

gend, daß weil es Almosen = Geld wäre, so könnte es unmöglich verloren bleiben, so lange Zeit es immer anstehen möchte."

Missionare von Heiden getröstet und auf die Güte Gottes verwiesen, das ist ja freilich ein großes Werk der Gnade Gottes, aber eben, wir gebrauchen Plütschau's Worte, „weil der Satan diesen Segen siehet, setzet er sich in seinen Gliedern sehr heftig dawider. Denn da gebraucht er bald wider uns die Brahminen der Heiden, die heillosen Pfaffen der Katholiken und insonderheit unsre eignen Amtsbrüder, die dänischen Prediger, bald die Obrigkeit selbst als den hiesigen Commandanten Herrn Hassius, der voll Gift und Haß wider uns und das Werk der Befehrung ist. Es wird dem Satan aber nicht gelingen, denn Gott wird seine Ehre zu retten wissen."

Und ob gleich alle Teufel
hie wollten widerstehn,
so wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn.
Was er Ihm vorgenommen
und was Er haben will,
das muß doch endlich kommen
zu seinem Zweck und Ziel.

Mit solch festem Glauben und unerschütterlichem Vertrauen sich zu wappnen, war allerdings der Missionare einzige Waffe; denn hatte man schon so unerhörte Behandlung, Spott und offenen Widerstand vor Abgang des Schiffes erleiden müssen, was sollte erst nachher werden? Es war als hätten der Hölle Gewalten in Trankebar ihren Sitz aufgeschlagen, als sei dort wie einst in Smyrna eine Schule des Satans entstanden. Man glaubt sich in die Zeit der ersten Christenverfolgungen versetzt; an den Feinden selbst lag es nicht, daß es nicht schließlich zu einem blutigen Ausgang kam. Zuerst schienen alle Wogen der Trübsal über Plütschau's Haupt sich ergießen zu wollen, er nahm ja die am meisten ausgesetzte und angreifbare Stellung ein. Als Pastor der portugiesischen Gemeinde hatte er es mit den europäisirten Tamulen und den Halbeuropäern und, weil die Gränzen schwer zu erkennen waren, auch mit Europäern zu thun; da traf er auf jedem Punkte mit dem katholischen Pater und den dänischen Predigern zusammen. Seine Stellung war zugleich auch die schwächste, weil wohl nicht geläugnet werden kann, daß die Missionare, freilich in der besten und edelsten Absicht, vor Uebergriffen in ein fremdes Amtsgebiet sich nicht genug gehütet hatten, zum Theil freilich selbst durch die Obrigkeit darin bestärkt und dazu legalisirt. Dazu war Plütschau, so sehr

er dem Commandanten gegenüber vorsichtig und seinen Collegen gegenüber beschwichtigend auftritt, um so rücksichtsloser in allen seine Gemeinde direkt betreffenden Angelegenheiten. Er hatte die ausdrückliche Lehre aufgestellt, lutherische Sklaven dürften durchaus gar nicht verkauft werden, und als der dänische Oberprediger vor seiner Abreise einen Sklaven im Ort an eine fromme und wie es scheint lutherische Frau verkauft hat, stellt er ihm in seiner Wohnung heftig sein Unrecht vor, nöthigt ihn den Sklaven freizugeben, da er sonst selbst das Geld dazu geben will, und alle ausgesprochenen freundlichen Wünsche des Predigers erscheinen ihm vor dieser einen That als Heuchelei. Nun mußte er in Folge dieser für den Augenblick zu weit getriebenen Forderung schwer büßen; er meint, obwohl unerweisbar, auf Anstiften des Predigers sei es geschehen, daß der Commandant und ihm nach auch andere Einwohner ihre Sklaven an fremde Orte verkauften, wo sie natürlich aus Mangel an geistlicher Pflege verkommen mußten und noch dazu schrecklich behandelt wurden. Ja solche Mißhandlungen wurden ihm recht geistlich zur Kränkung von den Gegnern selbst erzählt. Er hat auf eigne Hand dem Verlangen einiger Familien nachgebend eine dänische Schule eingerichtet, wohl selbst gegen Ziegenbalgs Rath, denn der ließ den ihn darum beschickenden Predigern sagen, er hätte dergleichen nicht angefangen, sondern sein Collega, den möchten sie befragen, im übrigen müsse er sich doch wundern, wie sie ihrer Gemeinde eine solche Wohlthat nicht gönnen wollten ¹⁾. Die Kanzel endlich betrachtete Plütschau ganz als sein Gebiet, wo ihm die Obrigkeit nichts zu sagen habe, offen klagt er dort über den Widerstand und das schlechte Leben der Christen. Bis auf die unehelichen Kinder der Europäer herab erstreckt sich seine Fürsorge, sie sollen nicht die Sünde ihrer Väter büßen und als verwilderte Heiden aufwachsen, zu ihrem Besten spendet er, was er irgend von seinem Gehalt abdarben kann. An diesem Punkte nun fassen ihn die Feinde; in Erzählung der Sache können wir ganz seinem eigenen Berichte folgen. Der Mann, welcher sonst nur handelte, hat hierüber eine doppelte Nachricht aufgesetzt, die wir im Folgenden kombiniren.

„Man suchte anfänglich das hochlöbliche Werk der Bekehrung der Heiden auf eine subtile Art zu hemmen, da aber die Hand Gottes sich kräftig verspüren ließ, thaten sich auch die Klauen des Löwen so

1) Daß ein dringendes Bedürfniß dazu vorlag, zeigte ja die erste Aeußerung des Commandanten zu den Missionaren, sie könnten vielleicht bei der Schule gebraucht werden.

viel greulicher hervor. Vorher mußte es so unterm Schein des Rechts geschehen, aber endlich so wollte man es auch gar bemerklich thun, daß es auch die Heiden augenscheinlich merken möchten, man sei gar nicht mit solchem Werk zufrieden, ungeachtet es nach allergnädigster Verordnung des Königs angefangen. Aber warum das? darum, daß sich der Zehnte bedenken möchte, ob er gleich gerührt worden, sich merken zu lassen, zur christlichen Religion zu treten. Doch wollte man nicht vor Abgang der Schiffe ausbrechen lassen, was vor Groll wider das Werk Gottes und des Königs im verbitterten Herzen war. Sobald aber die Schiffe fort waren, suchte man Gelegenheit uns als die Missionare einmal öffentlich zu prostituiren und unsere Gemeinde recht schände zu tractiren. Wie sie es nun suchten, so mußte ihnen folgende Sache zu ihrer unchristlichen Absicht dienen, damit man, wie schon lange beschloßen laut eigner Hand, theils das Werk selbst, theils die, so daran arbeiten, vor den Heiden, Muhammedanern, Papisten und andern mehr, in der Stadt und umliegenden Orten aufs schmählteste beschimpfen möchte und dieses folgender Gestalt: Einem dänischen Soldaten wurde von einer Heidin ein Kind geboren; er bereute seine Sünde und wollte sich wenigstens des Kindes treulich annehmen. Mit Einwilligung der Mutter hielt er daran an, daß das Kind in der lutherischen Kirche getauft und erzogen würde. Während aber der Vater herumging, die Gevattern zu bitten, schickten die Hausleute, bei denen die Mutter lag, schleunigst zu ihrem katholischen Pater. Der Pater entgegen der obrigkeitlichen Verordnung, die früher von den Kanzeln verlesen war, verrichtet die Taufe mit solcher Hast, daß einige Gevattern sich vorher nicht einmal ein Kleid hatten anziehen können. Ich achtete es wenigstens billig zu sein, ihn durch den Küster darum befragen zu lassen. Weil er aber wußte, daß ihm wohl gröbere Stückchen waren frei ausgegangen, so meinte er auch dieses schon zu beantworten. Was geschahe aber? Da der Vater wohl wußte, daß die Taufe einerlei sei, aber doch fürchtete, daß die Papisten, wo nicht mit Gewalt, doch heimlich und mit List das Kind entführen würden, so nimmt er es selber auf seine väterlichen Arme und bringt es ohne unser Willen und Wissen zu einer lutherischen Amme, dann bittend, daß wir das Kind in unserer Obhut halten möchten, in der Hoffnung, daß sich auch die Mutter zu unserm christlichen Glauben bekehren werde. Nicht lange darnach beredeten die Papisten jene Heidin, welche sich in ihrer Gewalt befand, daß sie sollte zum Commandanten laufen und den Soldaten verklagen. Weil nun der Commandant gern lange hätte eine Sache gehabt, so ließ er nicht allein den Soldaten mit der Wache

holen, sondern auch den Küster, welcher von mir zum katholischen Vater geschickt worden. Wie aber der Commandant hört von dem Vater des Kindes, daß er es unserer priesterlichen Sorgfalt anvertraut, so nahm er die Zeit wahr, wo eben die Amme mit dem Kinde in meiner Wohnung sich befand, es mit der Wache holen zu lassen, auf daß also den Leuten ein desto größerer Abscheu vor unserm Hause gemacht würde, welches bisher nicht geringen Zuspruch gehabt, sowohl von Christen als Heiden. Noch weiter, ohne gehaltenen Kriegsrath durch die ganze Stadt die Trommel rühren, die Soldateska zusammenzubringen, dann ließ er mich durch einen Sergeanten ohn einigen Verzug, dieweil ich die Predigt für den Tag darauf arbeitete, holen, um dem Werk der Bekehrung einen recht merkklichen Stoß zu geben. Ich ging mit Freudigkeit, ungeachtet ich durch eine große Menge Volks mußte und auch klärllich aus allen Umständen abnehmen konnte, daß der Herr Commandant sein Muthlein ersilich an mir und hernach auch an meinem Collegem kühlen wollte, wie er vor Abgang der vaterländischen Schiffe sich merklich vernehmen lassen. Wie ich nun zu seinem Wohnhause komme, siehe, so ging er zu mir mit einem Stecken, welchen er vor dem ganzen edlen Secret-Rath, Officieren und Predigern der Zionsgemeinde vom Gerichtstisch nahm, auf mich zu mit eben solchen Gebehrden, als wie er hatte, da er mir vorher Backenschläge auf dem Castell der Wahrheit wegen, so er in der Kirche gehört hatte, anpräsentirte, und sprach drohend mit aufgehobenem Stecken: Ihr habt Rappe und Kragen verloren. Weil er nun mehr wie ein Kläger, denn wie ein vorsichtiger Richter anzusehen war, fragte ich mit gehörigem Ernst, aber in aller Bescheidenheit, ob man nach dem Gesetze auch eher einen verurtheile und verdamme, als man ihn gehört hätte, und bat, die Sache in gehöriger Ordnung untersuchen und die Zeugen auftreten zu lassen. Nun setzte sich zwar der Secretair hin, als wolle er die Akten schreiben, aber gleichwohl wurde ich kein eidliches Protokoll gewahrt. Es wurde auch der Vater des Kindes nicht hereingerufen, sondern nur vor der Thür stehend gefragt: Ob ihn der deutsche Priester hingeschickt, daß er sollen das Kind zu sich nehmen? welches er mit einem lauten Nein beantwortete, so daß man's in der Gerichtsstube überlaut hören konnte: „Nein, da bewahre mich Gott vor, daß ich eine solche Lüge sollte reden; ich habe es ungeheissen für mich gethan.“ Darauf diktirte ihm der Commandant, daß er zur Strafe sollte Spießruthen laufen. Zum andern suchte man aus seines Kameraden Munde etwas zu erhaschen; da auch das nicht angehen konnte, so ließ man mich doch endlich

noch beides Kappe und Kragen, wie gar gern man mich auch dessen beraubt hätte. Ob mich es nun zwar sehr kränkte, daß man mit einem Diener Gottes unter den Heiden also handele und ihm allerlei Schmach und Schimpf suchte anzuthun, so freute sich doch mein Herz und Gemüth, welches mich von aller Beschuldigung frei sprach, sagend: *Conscia mens recti famae mendacia ridet* (ein gut Gewissen lacht falscher Gerüchte).“

Diese Gerichtsscene fand Statt in Trankebar am 6. November 1708; die Heiden aber, welche solches mit angesehen, schüttelten die Köpfe und sprachen, solch Ding sei bisher noch nie erhört, daß um eine so geringe Sache ein solcher Rumor gemacht worden. Wenn man schon dem ruhigen und gemessenen Plütschau also mitspielte, was wird man dann erst wider den lebhaften Ziegenbalg erkommen haben, der sich durch seine Energie und Geistesüberlegenheit den Commandanten zum Todfeinde gemacht hatte? Es ist eine sehr günstige Fügung, daß uns Plütschau auch über die bisher so dunkeln Gewaltsakte gegen Ziegenbalg einen ausführlichen Bericht hinterlassen hat, der mit größter Unparteilichkeit und Ruhe abgefaßt ist. Es ist bisher ein absichtliches Dunkel darüber gebreitet, und brauchte doch das Licht nicht zu scheuen, ist vielmehr wohl würdig eines Dieners des Gottes, der vorzüglich auch der Wittwen und Waisen Vater sein will und Unrecht ihnen angethan für zwiefachen Greuel und doppelter Strafe werth erklärt hat.

„Die Wittve eines tamulischen Bartscheerers Namens Rajappen war nach ihres Mannes Tode mit zwei Kindern und einer alten Mutter in kümmerliche Umstände gerathen und klagte Ziegenbalg als ihrem Beichtvater solche Noth mit Bitten, sich doch beim Commandanten zu verwenden, daß Wilhelm Cardos, ein katholischer Einwohner und Dolmetscher der Compagnie, die Summe welche er noch ihrem Manne abgeborgt und deren Rückzahlung er nicht erweislich machen könne, zu zahlen angewiesen werde oder in Ermangelung anderer Beweisgründe durch einen Eid sich reinige. Der Commandant gab Ziegenbalg, der trotz der kurz vorhergegangenen Ausritte einer Wittve solche Bitte nicht glaubte abschlagen zu dürfen, zur Antwort, daß Cardos allerdings keine Zeugen hätte, doch könnte man ihn nicht zu einem Eide bringen, weil er sonst ein redlicher Mann wäre und wohl eher etliche Hundert verlieren würde, als einen Eid thun. Nachdem also die Wittve mit ihrem Gesuch unerhört geblieben, hat sie ohne unser Geheiß und Instruction die Gelegenheit, da der Commandant in der Zionskirche war, ergriffen, ihm nach tamulischer Weise ihr demüthiges Schalam und Verehrung zu machen. Solches hatte doch die Wirkung, daß der Herr

Commandant nunmehr einen Termin setzte, die Sache zu untersuchen, an welchem aber der Verklagte nicht erschienen unter Vorgeben der Seinigen, als wäre er verreist. Auf ferneres Ansuchen wurde ein abermaliger Termin bestimmt, dagegen aber vom Beklagten Krankheit vorgeschützt, weshalb der Secretair Attrup sammt einigen andern Personen zu ihm ins Haus gesandt wurde, die Sache daselbst vorzunehmen. Nach geschehener Untersuchung aber kam gedachter Herr Secretair zu meinem Collegem mit Vermelden, daß bei der Sache nichts zu thun sei, angesehen der Beklagte erbötig gewesen, sich mit einem Eide zu reinigen und zu dem Ende bereits die Finger aufgehoben habe, welches man aber nicht hätte geschehen lassen, dieweil es der Commandant verboten hätte. Diese Thatsache wollte nun mit der überwählten günstigen Meinung des Commandanten, als würde der Beklagte eher etliche Hundert verlieren, denn einen Eid thun, nicht recht übereinstimmen, deshalb schrieb H. Ziegenbalg aus Mitleid gegen die arme Wittve ans Untergericht und bat, man möchte diese Sache nicht im Hause, sondern nach dem Königl. Gesetze im Gerichte untersuchen. Sollten ja nach des Commandanten Beschuldigung einige hartlautende Redensarten mit eingeflossen sein, so ist einestheils dabei zu erwägen, daß unser einer, da man in den Curialien nicht geübt ist, wohl verstoßen, und andernteils, daß der Herr Commandant durch seine Widrigkeit H. Ziegenbalg wohl habe in einige Hitze bringen können. Ich hingegen bin versichert, daß dasjenige, was der H. Commandant aus solchen Ausdrücken folgern will, meinem Collegem nie in den Sinn gekommen sei; er muß auch selbst seiner Sache nicht gewiß gewesen sein, dieweil er ja nöthig fand, H. Ziegenbalgs Erklärung über seine Schrift zu vernehmen.

Gleich nach Empfang dieser Schrift am 17. November ließ er mich rufen fragend, wie dieses und jenes darin zu verstehen sei, und da ich ihn bat, Hrn. Ziegenbalgs eigne Erklärung gütlich darüber zu vernehmen, antwortete er: „Ja, ja, wir wollen darüber nicht lange mit einander disputiren, sagt ihm nur, daß ich ihm innerhalb drei Tagen zeigen wolle, was für Macht und Gewalt ich über ihn habe. Solchem bereits an den Tag gelegten Grimm sich nicht entgenzustellen, fand mein College für rathsam, als er zum ersten mal citirt wurde, eine schriftliche Vorstellung zu thun mit Bitte, daß man ihm die Ursache, um welcher willen er auf der Festung erscheinen sollte, möchte wissen lassen: denn wäre es in Sachen des Rajappens Wittve, so möchte man ihn als einen Prediger davon dispensiren und der Wittve einen Advocaten verstatten, wäre es aber um des beim Untergericht

eingeegebenen Briefes, wolle er sich schriftlich darüber erklären; so man aber darauf bestünde, daß er sich persönlich stelle, wolle er alsdann nur dieses sich ausbitten, daß man seine Worte ins beschworne Protokoll bringen und ihm von dem Protocollirten eine Abschrift zukommen lassen möchte; dafern man aber willens wäre, mit ihm also zu verfahren, wie man ihm durch seinen Collegen hätte drohen lassen, so möchten sie vorher wohl bedenken, was solches nach sich ziehen würde. Denn es würde Gott und S. R. M. es ungnädig nehmen, wenn man mit ihm gewaltsamer Weise verfahren würde; die Christenheit würde darüber betrübt, hingegen aber die Heiden sehr geärgert werden. Auf diese Bittschrift ließ der Hr. Commandant keine Antwort wissen, sondern sandte des Montags als am 19. Nov. einen tamilischen Knecht, Herrn Ziegenbalg abermals zu citiren, durch welchen aber dem Commandanten ein höfliches Compliment gemacht und dieser ersucht wurde, auf sein Schreiben eine geneigte Antwort zu ertheilen.

Endlich kam der Herr Secretair, durch welchen uns sonst der Hr. Commandant seinen Willen zu eröffnen pflegte, brachte aber auch keine Resolution auf die ergangene Bittschrift, sondern fragte nur, ob Hr. Ziegenbalg nicht kommen wolle, indem der ganze Rath bereits beisammen sei? Hr. Ziegenbalg bezeugte, wie es ihm lieb sei, mit dem Hrn. Secretair dieserwegen sprechen zu können, um so viel mehr, weil er durch die vom H. Commandanten zuvor gesandten papistischen und heidnischen Bedienten, welche ihren Religions-Verwandten alles zu unserm großen Präjudiz wieder sagten, nichts sonderliches hätte lassen vermelden können, als daß er vorher auf sein Ansuchen eine Resolution erwarte.

Da wir aber meinten dem Herrn Secretair und durch diesen dem H. Commandanten die Sache recht vorstellig zu machen, kam zu unserer nicht geringen Bestürzung der Lieut. Kröckel mit der Wache und geladenem Gewehr, überfiel Hrn. Ziegenbalg und wollte ihn wegnehmen. Mein Collega bat, wo man ja Gewalt an ihm brauchen wollte, möchte man ihm doch wenigstens erlauben, mit mir noch ein kurzes Gebet zu verrichten: Kaum aber hatte er angefangen zu beten, als der Lieutenant mit erschrecklichem Fluchen zusprang, ihn im Nachthabit, wie er ging und stund, den Soldaten gewaltthätiger Weise überlieferte und durch das Volk, welches auf der Straße sich häufig versammelte, auf die Festung führen ließ, allwo die Zugbrücke sofort hinterher aufgezogen wurde, als wäre, ich weiß nicht, was für eine gefährliche Verschwörung entdeckt worden."

In diesem seltsamen Aufzuge trat nun Ziegenbalg in den Gerichtssaal, vor den Richtern sich ehrerbietig verbeugend; da er aber

wiederum, wie stets in Missions-Angelegenheiten, kein Protocoll vermerkte, entgegnete er auf alle Anfragen und Vorwürfe kein Wort, damit sie aus seinem Munde keine Scheinursache erhaschen könnten. Wegen dieses Stillschweigens will nun der Commandant genöthigt gewesen sein, Ziegenbalg zu arrestiren, „da er doch drei Tage vorher dies bereits beschlossen und deutlich genug zu verstehen gegeben hatte, daher auch mein College, als er Tags vorher in der von ihm gehaltenen Versammlung Erwähnung gethan, wie ihm jetzt ein schwerer Sturm bevorstünde, nicht eben hat prophezeien brauchen, zu geschweigen, daß er auch durch den päpstlichen Gerichtsboten ihn schon mit den Worten hatte citiren lassen, er solle auf dem Castell erscheinen und dort sehen, was man ihm thun werde. Es wurde auch Herr Ziegenbalg nicht etwa in ein erträgliches Gefängniß geworfen, sondern in ein schlimmes Schweißloch neben der Küche, da er von der Küchen- und Sonnenhitze aufs äußerste incommodirt wurde, was in diesem heißen Lande capabel ist, einen Menschen ganz auszumergeln. Daher auch der Capitain Larsen, als er die Ordre kriegte, Herrn Ziegenbalg dahin zu setzen, sich darüber entsetzte, weil ihm die Beschaffenheit des Kerkers wohl bekannt war, doch mußte er der Ordre pariren.“

In diesem Loche nun saß Ziegenbalg über vier Monate gefangen vom 19. Nov. 1708 bis zum 26. März 1709, aufs strengste von Soldaten bewacht, daß Niemand mit ihm reden könnte. Die Speisen, welche ihm Plütschau zuschickte, denn die gerechten Richter sorgten nicht einmal für die Nahrung des Gefangenen, wurden visitirt, ob auch Briefe darin wären, auch in der Eigenschaft eines Beichtvaters wurde seinem Collegen kein Zutritt gestattet. Feder und Tinte wurden dem Gefangnen versagt, nicht einmal ein tamulisches Buch ihm gegeben, daß er in der Sprache sich üben könnte, geschweige, daß man ihm gestattet hätte, an der kürzlich begonnenen Bibelübersetzung weiter zu arbeiten. Doch die Gefangensezung war erst der Anfang der Verfolgung, den Hirten hatte man geschlagen, aber auch die Gemeinde sollte zerstreut und das Missionswerk gänzlich vernichtet werden. Plütschau glaubte man schon genug eingeschüchtert, und hoffte mit ihm schon eher fertig zu werden. Die Gefangensezung seines Collegen wurde ihm dadurch kund gethan, daß eine starke Wachtmannschaft anmarschirt kam, das Haus besetzte, alle Bücher und Papiere Ziegenbalgs durchwühlte, ob man nicht einen Anhalt zur Anlage finden könnte, und schließlich, da dies vergebens war, versiegelte. Die Wache aber blieb ständig vor Ziegenbalgs Stube, damit es recht den Anschein gewönne, als wohnten im Missionshause Verräther und Rebellen. Ja das ge-

sammte Militair und alle Civilbediente wurden aufs Neue in Eid und Pflicht genommen und ein strenger Befehl verbot jeglichen Umgang mit Plütschau.

Nach solchen Begebnissen hatte er am Mittwoch in der Zionskirche deutsch zu predigen, es läßt sich denken, mit welchen Gefühlen er die Kanzel bestieg. Zum Eingang ergoß sich sein Herz in Klagen, daß sein treuer Mitarbeiter ihm durch unvermuthetes Gefängniß von der Seite gerissen sei, nun heiße es in Geduld stehen und Gott bitten, daß er denen, die solche Härte bewiesen, ihre Schuld nicht zurechne. Dann handelte er nach der Reihenfolge, es waren die einzelnen Lehrstücke nach der Reihe durchgenommen, vom Tode und zeigte wie einige Menschen bloß wegen Alters, andere durch Krankheiten, einige auch wohl eines gewaltfamen Todes stürben; beim letzten Theil las er nach herkömmlichen Gebrauch Beispiele aus der Schrift vor, von Isabel, Antiochus und Herodes. Den Eingang nun wollte ihm der Commandant zum Verbrechen machen, ferner affectirte er, mit des Antiochus Beispiel selber gemeint zu sein, weil er an Kolik litte, wovon aber Plütschau nichts bekannt war, auch mit Beulen beladen sei und wegen Mattigkeit der Füße öfter in einer Sänfte sich tragen ließe, welches Beides jedoch in Indien etwas Gewöhnliches ist. Da nun gleichzeitig die dänischen Prediger (Pater Johann war schon abgereist und Jacob Clementin, der Schiffsprediger der Sophia Hedwig 1706, an seine Stelle aufgerückt) sich nicht schämten, in solcher Drangsalzeit um Verbot der deutschen Predigten und häuslichen Betstunden einzukommen, wurde ein strenges Edikt deshalb erlassen, ja am nächsten Sonntag von der Kanzel herab aller Umgang, jegliche Unterstützung, ja sogar der Besuch der portugiesischen Predigten in der Jerusalemskirche den Europäern untersagt, selbst Gemeindeglieder wurden mit Gewalt herausgeholt. Die Gemeinde, welche trotz alles Druckes auf 150 Glieder angewachsen war, wurde in die höchste Betrübniß versetzt und wußte nicht, wohin ihre Zuflucht nehmen, denn in Trankabar durfte den Angefeindeten und Bedrängten Niemand beistehen. Die damaligen Catechumenen gingen zurück und sagten: Thun sie das an unsern Lehrern, was wollen sie nicht uns thun? Von der Gemeinde selbst flohen viele auf andere Plätze. Nur Plütschaws Muth wankte nicht, er übernahm nun auch die Sorge für die tamulische Gemeinde, Ziegenbalgs Waisenkinder wurden zu den seinigen hinzugefügt; bei der Ausarbeitung der Predigten und Catechesen unterstützte ihn der tüchtige Aleppa, der ja Ziegenbalg so wesentliche Dienste geleistet hatte. Das aber war den Feinden unerträglich zu sehen, sie suchten Gelegen-

heit und siehe Aleppa war einmal so unvorsichtig zu äußern, der Herr Commandant thäte vieles ohne Raison. Als bald holte ihn die Wache aus Plütschau's Hause ab und er ward in ein düsternes Gefängniß geworfen. Da er den Grund dazu nicht einsah, entschloß er sich (er war noch ein Heide), weder Essen noch Trinken anzunehmen und lieber im Gefängniß zu sterben. Der Commandant darüber aufgebracht, ließ ihn holen, wollte ihn zur Stadt hinausstäupen und Nase und Ohren abschneiden lassen. Seine Frau und Kinder laufen zu Plütschau und bitten ihn um Gottes Willen, dies doch zu verhüten. Es gelingt ihm, und Aleppa wird durch zwei Soldaten aus der Stadt geführt und des Compagnie-Grundes verwiesen. Nun galt es Plütschau's vornehmsten Beistand an der portugiesischen Gemeinde, den Catecheten Johann de Almedo, abspenstig zu machen, der alte blinde Greis ließ sich wirklich durch Versprechen und Verheißungen ködern und ward zum Verräther und Angeber.

Solche Wunden schmerzten am allertiefsten, doch fehlte es auch nicht an ermunternden Umständen. Geld war schon lange nicht mehr in Cassa, das Gehalt wurde seit Ziegenbalgs Gefangenensetzung sogar nicht einmal für Plütschau ausgezahlt, den Europäern war untersagt, ihm Gaben zukommen zu lassen. Woher nehme ich Brod, daß diese essen? konnte da wohl Plütschau fragen, wenn er die Wittwen und Waisen und seine Schulkinder ansah. Siehe, da kam einer, von dem es am allerwenigsten zu erwarten stand und bat, doch vierzig Thaler von ihm anzunehmen und bei Ankunft der nächsten Schiffe zurückzugeben. Als dies nach einem Monat verzehrt war, kam ein anderer und brachte 20 Thaler auf gleiche Bedingung, und so kamen nach und nach 200 Thaler ein. Große Freude erlebte Plütschau auch an seinen beiden Rüstern, deutschen Soldaten, dem uns schon bekannten Johann Georg Mann und seinem Freunde Christian Ludwig, sie ließen es sich besonders angelegen sein, Ziegenbalgs Lage zu erleichtern.

Ziegenbalg hatte sich mit recht christlicher Fassung in sein Geschick ergeben. Hatte man ihm alle Hülfsmittel zum Arbeiten genommen, so konnte man ihm doch nicht wehren, in der Stille durch Gebet und erbauliche Betrachtungen recht viel göttliche Kraft zu sammeln, und Gott zu loben. Er konnte auch aus dem Fenster sehen, wie solches bei den Wächtern ein großes Mitleiden verursachte, so daß sie fast stets vor dem Gefängniß sangen, beteten und in Büchern lasen. Die beiden Rüster nun, voran Christian Ludwig, gingen vom mitleidigen Gefühl zur kühnen That über; heimlich in der Nacht schlichen sie sich ans Gefängniß heran und steckten dem Gefangenen Papier und

bleibt zu, so daß er seine Gedanken über die heilige Schrift aufsetzen und hier im Gefängniß sich selbst mit Verfassung zweier Bücher, des Gottgefälligen Christenstands und des Gottgefälligen Lehrstands trösten konnte ¹⁾.

Freilich das Mitleid der Gemeindeglieder und die Theilnahme der ganzen Stadt konnte Ziegenbalg nicht aus dem Gefängniß befreien, sein natürlicher Anwalt war sein College Plütschau und der hat es denn auch an sich nicht fehlen lassen. Sobald Ziegenbalg ins Gefängniß geworfen war, versuchte er den Commandanten zu sprechen, ward aber nicht vorgelassen. Dann ließ er um die Vergünstigung anhalten, seinen Collegen im Gefängniß besuchen zu dürfen, ward aber gleichfalls abschlägig beschieden, doch mit dem Beisatz, daß der Commandant bei gelegener Zeit sich abmüßigen und ihn in seiner Wohnung sprechen wolle. Am Abend erschien er denn auch mit einer Wache von zwölf Mann, die während des Gesprächs das Haus besetzt halten mußte. Als Plütschau die Hoffnung aussprach, man werde Ziegenbalg des Arrestes wieder entlassen, entgegnete Hassius, so lange er Commandant in Trankebar wäre, würde es nimmer geschehen. Auf die Vorstellung, wie er doch keine triftigen Gründe habe und zu besorgen stünde, daß der König solche Gewaltthat sehr übel aufzunehmen würde, antwortete er zwar, und hiermit lenken wir zu Plütschau's Bericht zurück, „darum hätte ich mich nicht zu bekümmern. Doch, sprach er endlich, könnt ihr mir ein gut Mittel vorschlagen, so kann die Sache bald abgethan werden. Ich merkte wohl, wohin seine Absicht dabei ging, weshalb ihm auch meine Antwort gar nicht anstand, da ich sagte: der Herr Commandant, der ihn habe setzen lassen, würde auch zu seiner Erledigung das beste Mittel ausfinden können. Als ich nun ungefähr acht Tage vor Neujahr die Freitagspredigt in der Zionskirche besuchte, ließ mir der

1) Im Herbst 1709 kehrten beide Leute zurück und erhielten Auftrag in Berlin und Halle mündlichen Bericht zu erstatten, da auch der Commandant mehrere Deutsche heimsandte, daß sie überall Verläumdungen austreuten. In Ludwig's Empfehlungsbrief nach Berlin schreibt Ziegenbalg: „Sonderlich muß ich bekennen, daß mir dieser Christian Ludwig ein sehr nöthiger und nützlicher Mensch gewesen ist, der mir mit seinem Schreiben viele Zeit erspart hat. Alles, was ich vorm Jahr außer den Briefen Geschriebenes noch Kopenhagen und Berlin geschickt, das hat er geschrieben. Als ich im Gefängniß lag, so kam er einstmals des Nachts zu mir und brachte mir Papier und Bleiweißfeder, welches er nachmals immer continuirte, daß ich durch seine Hülfe ohne Wissen meiner Feinde im Gefängniß die zwei begehenden von ihm abgeschriebenen Bücher verfertigt habe.“

Commandant nach geendigtem Gottesdienste sagen, ich solle in sein Haus kommen, weil er mit mir zu reden habe. Bei meinem Eintritt fand ich mehrere von den Secreträtthen bei ihm versammelt, in deren Gegenwart er mich alsobald mit folgenden Worten bewillkommnete: Nun! wollt ihr Knechte Gottes sein? Ihr mügt wohl Teufelsknechte sein. Weil es bei solchem Tractament nicht rathsam sein wollte, länger zu verweilen, so retirirte ich mich nach Hause. Inmittelst mußte der gute Herr Ziegenbalg immerfort sitzen, ohne daß man ihn schriftlich oder mündlich vernommen und seine Sache untersucht hätte. Am Neujahrstage aber, als ich dem Herrn Commandanten gratulirt hatte, behielt er mich zur Mahlzeit. Da ich nun etwas betrübt war und die Frau Commandantin nach der Ursache forschte, sagte ich, es wäre wohl nicht zu verwundern, sintemal man meinen Collegen noch immer gefangen hielte und mich sammt ihm als Teufelsknechte tractirte. Darauf erwiderte der Commandant, daß er nicht mich, sondern H. Ziegenbalg einen Teufelsknecht genannt habe, indem selbiger auch recht teuflische Dinge vornähme und so sehr darauf gedrungen hätte, daß man dem Wilh. Cardos in Sachen Rajappens Wittwe einen Eid zuschieben sollte. Uebrigens gölte von ihm: Wer Böses sucht, dem widerfährt Böses. Wollte ich ihn aber dahin disponiren, daß er einen Revers von sich stellte, sollte er seines Arrestes bald entledigt werden. Auf mein Befragen, worin dieser Revers bestehen sollte, antwortete er: Darinnen, Pater peccavi und, Ich wills nicht mehr thun. Als ich ferner bat, mir zu sagen, was dem Herrn Ziegenbalgs Verbrechen sei und wofür er ihn anjäh, antwortete er: ich halte ihn für einen Thomas Münzer, der Rebellion hat anrichten wollen. Darauf sagte ich, daß ich für meine Person meinen Collegen zu einem solchen Revers nicht überreden könnte, durch den er sich zu einer Schuld bekennen sollte, die er doch nicht hätte: sofern aber der Herr Commandant erlaubte, wollte ich in seinem Namen dies meinem Collegen vorstellen. Weil er aber darauf bestund, ich solle es allein in meinem Namen thun, wurde ich damals nicht eingelassen. Am 20. Januar aber ließ mich der Commandant rufen, und schickte mich hinein zu Herr Ziegenbalg, ihm zu vermelden, daß seine Sache nunmehr gerichtlich solle untersucht und ausgemacht werden. Als ich aber die Antwort zurückbrachte, daß ihm solches lieb und er seine Verantwortung zu thun bereit sei, änderte der Commandant sich sofort, ließ mich nach etlichen Tagen abermal zu sich kommen und erklärte, er sei nicht Willens die Sache ins Gericht zu bringen, fordere hingegen schriftlichen Revers und Erklärung. Als ich dies nach seinem Begehre bewerkstelligt hatte,

so stund ihm Herrn Ziegenbalgs schriftliche Erklärung¹⁾ nicht an und ich sollte nun dafür Sünder sein.“ Wir sehen, der Herr Commandant ist in großer Noth, was er eigentlich mit seinem Gefangnen anfangen soll, alle Versuche sich mit Ehren wieder herauszuziehen, schlagen fehl und zum Aeußersten zu schreiten, ist er doch seiner Umgebung nicht sicher genug, zur Unterschrift des letzten höhnischen Bescheides an die Missionare hatte er mehrere Rätthe fast mit Gewalt zwingen müssen, und am Abend mit seinem Vice-Commandanten, Herrn Krahe, „einen großen Bank gehabt, daß sie einander bald hätten bei den Köpfen genommen.“ Dazu die endliche Verantwortung in der Heimath; schritt er zum Aeußersten, so riskirte er auch seinen Kopf. Doch wozu lassen sich nicht die Menschen in Wuth und Verblendung hinreißen! Die Feinde waren zum Aeußersten entschlossen, und da Ziegenbalg durchaus keinen persönlichen Groll hegte, wie er denn zu Neujahr dem Commandanten vom Gefängniß aus gratuliren ließ, so that er nun aus Rücksicht auf seine Gemeinde²⁾ das Aeußerste in der Liebe: „Es geschah am 17. März, daß H. Ziegenbalg den Commandanten sammt dessen Frau Liebste zu sich ins Gefängniß zur Mahlzeit bitten ließ und selbige zu seiner Losgebung unter gewissen Bedingungen disponirte (das Gespräch währte sieben Stunden): wobei sich Herr Ziegenbalg

1) Ziegenbalg bestand darauf, den ganzen Vorgang nach Kopenhagen zu berichten, erklärte sich im Uebrigen zu einer gütlichen Ausgleichung bereit, fern von allem persönlichen Groll, und fügte schließlich mit männlichem Freimuth die ernste Warnung hinzu: „Ich bezeuge hiermit vor dem allwissenden Gott, vor meinem allergnädigsten König und vor der ganzen evangelischen Christenheit, daß ich rein und unschuldig bin an dem Blute derjenigen Heiden, die aus Enthaltung meines Amtes durch Ihre Schuld verloren gehen sollten. Ach, Sie bedenken also wohl, was Sie thun, sintemal Sie nicht wider mich, sondern wider Gott und Ihren König streiten.“ Der Schluß lautete: „Aus diesem Allen können Sie sehen, daß ich keinen Haß gegen Sie hege, aber auch keine Furcht vor Ihnen habe, sondern in göttlicher Freudigkeit die Wahrheit eben so wohl im Gefängniß schreiben kann, als ich sonst jeder Zeit in meiner Freiheit gethan habe, und hoffe, so lange bei meinem freudigen Muth zu bleiben, als ich nicht meine Person, sondern nur die Wahrheit zu vertheidigen suche. Unterdeß, ob Sie mir gleich bisher Alles haben verbieten können, was ich öfters von Ihnen verlangt, so haben Sie mir doch niemals zu verbieten vermocht, daß ich nicht hätte für Sie beten sollen und werden auch hinführo mir solches nicht verbieten können.“ Schm id t, Lebensbeschreibungen, B. Ziegenbalg, S. 27.

2) „Aus dem Gefängniß wäre ich nicht so leicht gegangen, wenn ich es nicht um meiner Gemeinde willen hätte thun müssen.“ Ziegenbalg.

zuerst reservirte, daß ungeachtet des gütlichen Vergleichs, dennoch bei den Theilen Freiheit bleiben sollte, die passirten Umstände an S. R. M. allerunterthänigst zu bringen. Hingegen ließ am 23. der Herr Commandant meinen Collegem aus dem Gefängniß zu sich zur Mahlzeit bitten, da er ihm vermeldete, daß, weil Herr Ziegenbalg gesagt, es müßte Alles an S. R. M. berichtet werden, er sammt den Herren Secret-Räthen für nöthig erkannte, daß er schriftlich um seine Erledigung bei ihnen anhielte und daneben sich reversirte, daß er bis zu Austrag der Sache sich allezeit wieder stellen wolle: welches auch Herr Ziegenbalg aus Liebe zu der aus den Heiden gesammelten Gemeinde endlich einwilligte, doch so, daß dadurch unserer Sache und dem Missionswerk nicht möchte präjudicirt werden. Da nun Herr Ziegenbalg am 26. März 1709 gedachtes Bittschreiben und Revers einsandte, wurde er endlich an eben dem Tage seines Arrestes erledigt, nachdem man ihn seit dem 19. November vorigen Jahres bis dahin ohne einiges Verhör hatte sitzen lassen."

Von seiner Gemeinde wurde Ziegenbalg mit vielen Thränen empfangen, die Zerstreuten fanden sich wieder ein bis auf sieben Personen, in Ermangelung aller Mittel konnte man zunächst nur an Erhaltung des Werks denken, da man die Obrigkeit ferner nicht mit Bitten beschweren wollte, zumal da sich bald zeigte, daß sie noch dieselbe feindliche Gesinnung hege. Ziegenbalgs Gesundheit war durch das Gefängniß auch angegriffen, daß er nichts Neues unternehmen konnte. In solcher gedrückten Lage verharrten die Missionare, bis am 20. Juli Ziegenbalg durch Ankunft der heimischen Schiffe die größte Freude seines Lebens bereitet wurde, nun konnten sie nicht nur drei neue Mitarbeiter, Gründler, Bövingh und Jordan, begrüßen, sondern empfangen auch reichliche Geldmittel, dazu Ermunterungsschreiben von den Freunden Gottes in allen Ländern, die regierende Königin und die Princessin Sophia Hedwig schrieben eigenhändige Briefe. Als die Schiffe wieder heimkehrten, gingen nun von der Regierung und den Missionaren Berichte mit. Der Regierungsbericht ist ein jesuitisches Machwerk, Lüge und Haß von Anfang bis zu Ende, ein Schriftstück, wie es wenige geben kann ¹⁾. Ziegenbalg dagegen erwähnt in seinen

1) Siehe im Anhang Nr. 9. „Allerunterthänigste Relation und kurze Erläuterung“ mit Plüschau's Widerlegung an den Hauptstellen, wenn sie nicht bereits durch unsere obige Darstellung widerlegt sind. Die Widerlegung ist von Prof. Joh. Heinr. Michaelis nach Plüschau's Angaben zusammengestellt, und in Plüschau's Namen mit seiner Unterschrift an den König von Dänemark gesandt.

Briefen des Gefängnisses nur kurz, seine Unschuld betheuernd; die Aeußerungen über seinen Feind, selbst in Privatbriefen, zeugen von der größten Mäßigung und lassen uns sein edles Herz erkennen. Wir heben aus einem Privatbriefe vom 19. August 1709 einige Stellen 15. heraus: „Wenn ich bedenke, wie daselbst in Europa so viel tausend Seelen auf ihren Knieen liegen und um Beförderung dieses heiligen Werkes Gott anrufen, hingegen wie die, so solches heilige Werk mit leichter Mühe hätten befördern können, es bisher auf vielfältige Art und Weise gehindert und ganz unchristlich mit mir und meinem Herrn Collegien verfahren haben: so schwimmt mein Herz recht in Thränen und muß sich über die Güte Gottes verwundern, die nicht zugegeben, daß nach dem Willen unserer Feinde solches h. Werk auf einige Weise hat können hintertrieben werden. Zwar wäre es ein bloßes Menschenwerk, so hätte es unmöglich so lange unter so harten Verfolgungen bestehen können, sintemal man alle Mittel erfonnen, die dessen Untergang befördern sollten, so gar, daß mich der Herr Commandant den 19. November 1708 unschuldiger Weise aus Haß und Neid als einen Mörder gefangen nehmen ließ und ganz unerhörter Weise über uns und unsere Gemeinde tyrannisirte, wodurch sowohl Christen als Heiden in die größte Verwunderung gesetzt wurden. Gott weiß, daß ich den Mann von Herzen geliebt habe und jeder Zeit gesucht, in Freundschaft mit ihm zu leben, sind auch oftmals die allertrautesten Freunde gewesen, so lange als wir von ihm keine Hülfe zur Beförderung unseres Amtes begehrte. Aber da wir sowohl mündlich als schriftlich ihn vielfältig darum ersucht, gab er uns anfänglich zwar viele Verheißungen und suchte uns durch allerlei Vernunftschlüsse von dem Ernst und Eifer unsers Amtes abzuhalten. Als wir aber uns keineswegs dadurch wollten abschrecken lassen, so setzte er sich endlich gänzlich wider uns und dieses Werk so heftig, daß er sich nicht gescheut, es als ein Teufelswerk auszusprechen. — Ich glaube schwerlich, daß eine rechte vertrauliche Einigkeit unter uns wird entstehen können, es sei denn, daß er sich rechtschaffen zu Gott bekehre, oder daß wir uns von ihm zur Welt verkehren lassen. Weil es aber sehr ungereimt wäre, daß das Licht, um Freundschaft und Vereinigung mit der Finsterniß zu haben, selbst wollte Finsterniß werden, so würde uns sehr verdacht werden, wenn wir in den Werken mit ihm einstimmen und dadurch unser Gewissen verlegen sollten. Indessen sei es ferne von mir, daß ich sein Unglück suche. Denn ob ich gleich den ganzen Verlauf der Sache nothwendig an Seine Königl. Majestät berichten muß, so wird es doch nur historisch und nicht eben klägerischer Weise

erzählt werden mit unterthänigster Bitte, daß ein gnädiges Urtheil möchte gesprochen werden."

Durch diese schönen Worte sind zugleich die Bedenken aller Derer niedergeschlagen, welche meinen, daß die Missionare durch ihre eigene Schuld, durch Pochen auf königliche Unterstützung und Uebergriffe die Leiden sich selbst zugezogen haben. Die Fehler der Missionare sind gewiß im vorliegenden Bericht nicht vertuscht und es ist auch klar, daß die Feinde sie grade an ihren schwachen Seiten gefaßt haben ¹⁾. Nicht aber sind sie um deswillen verfolgt; mit ihren Sünden würde man sie gern geliebt haben, die Boten Gottes sind in ihnen verfolgt, wohl ist auch ihrerseits menschliche Schwachheit untergelaufen, aber kaum mehr, als bei allem menschlichen Leiden und Thun. Die Mission hat in Wahrheit diese drei ersten Jahre unter dem Kreuz gestanden, wie wenige andere in ihrer Gründungszeit; ohne alle Mittel aus der Heimath gegen die vereinigten Anstrengungen aller möglichen Feinde ist sie gegründet. Dank den Männern, die solche Zeit durchgemacht haben. Wen der Herr liebt, den züchtigt er; so liebt also Gott diese Mission, sie ist sein Werk, sie wird bestehn, denn vom Kreuze fließt der Lebensstrom. Dieser Eindruck möge uns begleiten, wenn wir nun weiter die Geschicke dieser Mission verfolgen und oftmals kein Ende des Elends sehen können.

1) Vergleiche unter den Urkunden Nr. 10 die Halleschen Urtheile, besonders Francke's herrliche Worte.